

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1837)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Boten Prophezeiung aufs kommende Jahr.

Hört ihr Herren, hört ihr Frauen
 Eine Mähr zum schönen Gruß,
 Die ich Euch erzählen muß,
 Ob sie gleich mit Angst und Grauen
 Und mit Schrecken mich erfüllte,
 Der erst langsam nur sich stillte.
 Hört und staunt und freuet euch
 Ob der Mähr vom Geisterreich.

Nach der Grimfel Felsenzinnen
 Wollt ich einen Lauf beginnen.
 Droben, dacht ich, Friede thront,
 Droben wo die Freiheit wohnt.
 Doch mein armes Holzbein trug
 Langsam nur mich fort,
 Und ich stolperte genug
 So von Ort zu Ort.
 Und eh' ich zur Hälfte hinangelrochen
 Da war auch die Nacht schon angebrochen.

Und wie ich so da stand
 An der tobenden Aare Rand,
 In Finsterniß ganz trauriglich
 Da wird's auf einmal hell um mich,
 Und ein Geist, erglänzend klar
 Und mit golden lockigem Haar,
 Freundlich lächelnd vor mir stand.
 Er sprach: dein Beruf ist schwer!
 Du läufst mühselig hin und her,
 Hinauf und hinab durchs Land.
 Sprichst vom Bettler, vom Herrn, vom
 König,

Lehrst, warnst und mahnest mehr als g'nug:
 Aber wärest du noch so klug,
 Dank gewinnst du wenig.
 Dein Lohn, armer Bot,
 Ist Hohn und Spott.
 Siehe! Mich erbarmet Dein.
 Nimm dieß Buch, und hell und klar
 &

„Find'st du drinn wie jedes Jahr
Die Gestalt der Welt wird sehn;
Und so kannst du prophezeihn.
„Alt und jung kömmt dann gelaufen
Dir dein Büchlein abzukaufen.“ —
Er verschwand! Ihr sollt nun hören
Was für nächstes Jahr und Zeit
Geisterbuch euch prophezeit.

Die Witterung im neuen Jahr,
Wird Gott zwar gut regieren,
Noch wird gar mancher stolze Narr,
Darüber raisoniren,
Und meinen: „ich sings klüger an.“
Du Narr! Warum hast's nicht gethan?

Der Erde Fruchtbarkeit ist groß,
So wie seit langen Jahren.
Doch viel Geschmeiß in ihrem Schoß,
Wird man auch jetzt erfahren;
Die Lumpen: und die Hudelbrut
Als Ungezieser Schaden thut.

Auch Krankheit fehlet leider nicht,
Mit allen ihren Leiden.
Doch ließe, wie der Doktor spricht,
Sich manche wohl vermeiden.
Halt nur in allem Ziel und Maß,
So lebst du länger, und dest' bas.

Vom Kriege — nun denkt nur nicht
gleich
An Könige und Fürsten.

Von der Natur.

(Fortsetzung).

Viele Säugethiere haben Hörner oder
Geweih, bald beide Geschlechter, bald
nur das Männchen allein. Aber nur die
Thiere mit gespaltendem Hufe haben sie,

Wir sind nicht groß genug und reich
Daß sie nach uns könnt' dürsten.
Drum Leser, habt ihr noch Verstand,
Schafft Frieden erst im eignen Land!

Der Kirche wird man fernerhin
Noch ihren Frieden rauben,
Und mancher in verkehrtem Sinn
Dem tollsten Schwärmer glauben.
Damit treibt dann der Sünder Spott
Und lästert frech das Wort aus Gott.

Es wird wohl Eine Schul erbaut
Dem Herrgott zur Kapelle;
Daneben aber seht ihr, traut!
Zehn Tempel für die Hölle.
Und was die Schule baut mit Noth
Das schlägt Wirthshaus und Pinte tod.

Man wird nur Evangelium
Vom Pfarrer hören wollen;
Und doch dem tollsten Heidenthum
Mit Thaten Beifall zollen,
Und neben frommem Christenschein
Wird Christenthum gar selten sehn.

So mancher wird durch Zank und Streit
Die Aufklärung beweisen
Und seine Bruderfreundlichkeit
Mit Stock und — kaltem Eisen
Man wird — wer hätte das gedacht —
„O weh! — Da bin ich aufgewacht.“

und nicht einmal alle. Die Hörner
bestehen aus einem Knochen, der aus dem
Hirnschädel hervorwächst, und mit einer
hornigen Scheide überzogen ist. So beim
Rindvieh, bei Schafen und Ziegen. Die
Geweih hingegen haben keine Horn-
scheide, sondern sind ganz, fallen in der

Regel jährlich ab, und wachsen größer nach. So bei dem ganzen Hirschgeschlecht.

Die Füße der Säugethiere haben entweder Hufen, und die sind ganz, wie bei'm Pferd, oder gespalten wie bei'm Rindvieh, oder sie haben Zehen, welche bei den Affen an allen vier Füßen eigentliche Hände bilden. Merkwürdig ist, daß bei einigen Thieren zwischen den vordern und hintern Füßen eine zarte Haut ausgespannt ist, vermittelst der sie fliegen können. (Flebermäuse). Bei andern, die viel im Wasser sich aufhalten, findet sich eine Schwimmhaut zwischen den Zehen. Ja, diejenigen Säugethiere, die ganz im Wasser leben, haben eigentlich keine rechten Füße, sondern diese sind vorne floßenartig, und hinten ganz zum Fischschwanz geworden, wie bei den Seehunden u. s. w. Der Wallfisch sieht ganz einem Fische gleich, obschon er auch ein Säugethier ist.

Unbeschreiblich groß ist der Nutzen, den die Säugethiere den Menschen bringen. Vorerst was haben wir unsern Zug- und Lastthieren zu verdanken. Was wäre unser Ackerbau ohne Pferd und Ochse! Was würde aus dem Transporte der Kaufmannsgüter, zumal in unserm gebirgigen Vaterlande, ohne Pferde! Wie schnell und angenehm reisen wir mit ihrer Hülfe! Was wäre der Araber ohne Kameel und Dromedar! In den nördlichsten Ländern dient auch der Hund als Zugthier vor dem Schlitten. — Was benützen wir nicht alles von diesen Thieren. Fleisch, Blut, Fett, Milch, geben uns Nahrungsmittel, und es würden wohl alle Säugethiere, oder die meisten gegessen werden können, wenn nicht das Vorurtheil uns gegen einige einen Eckel beibrächte. Denn in Frankreich

werden viele Katzen gegessen, in Sibrien die Hausratte, in Spanien und Italien Eselfleisch, in China Hundefleisch. Es giebt Leute die bei Leibe von keinem Eichhörnchen essen würden, und andere die eine Pastete von diesen Thierchen für einen Leckerbissen halten.

Ferner berechne man die Pelze, das Leder, die Wolle und Haare, die Knochen, die Sehnen, die Därme und alles was daraus verfertigt wird. Nur Leder und Wolle ernähren viele tausend Menschen, und sind uns ganz unentbehrlich geworden. Auch die Hörner, Geweihe, Zähne und Klauen werden zu vielen nützlichen Dingen verarbeitet. Das Fett giebt Unschlitt, und die Wallfische und Seehunde geben den Fischthran. Was bei'm Gerber von den Fellen abfällt, giebt den Leim, und was der Mist der Thiere werth ist, weiß der Bauer am besten. Selbst die Heilkunde weiß hier Arzneimittel zu finden, den Moschus, Zibeth, Bibergeil, Hirschhorngeist. So weiß der Menschengeist sich alles unterthan zu machen, alles in seinen Nutzen zu verwenden. Der Hund, seinem Gebisse nach ein Raubthier, dient ihm bei der Jagd, bei der Viehherde, hütet ihm das Haus, und die Katze muß ihm die beschwerlichen Mäuse und Ratten wegfangen.

Wenn nun der geneigte Leser das alles gelesen hat, und sitzt am Abend mit seinem Tabakspfeiff neben dem warmen Ofen, und die Kindlein sind um ihn her, so fragt er: — wenn eine Kuh geschlachtet ist, was alles kann man von ihr gebrauchen? Und wenn eins nach dem andern errathen ist, so fragt er wieder: zu was allem braucht man die Haut, die Haare, die Eingeweide, Därme u. s. w. Und das wird den Kindern

viel nützlicher seyn, als wenn man ihnen von Gespenstern, Ungeheuern, vom Doggel, vom Haggemann und andern dergleichen abergläubischen Dummheiten berichtet. Wir werden aber vom Nutzen einzelner Thiergattungen später das Mehrere sprechen. — Damit nun alle Dinge geschehen in der Ordnung, so behandeln wir auch die einzelnen vierfüßigen Thiere in einer gewissen Ordnung, und nehmen zuerst —

I. Säugethiere mit ganzem, ungespaltenem Hufe.

1. Das Pferd ist jedermann bekannt. Es zeichnet sich von den folgenden, ihm verwandten Thieren aus durch seine ganze schönere Gestalt, seine kürzern Ohren, seine Mähne (Kammhaar) und seinen schönen langhaarigen Schweif. Unser Pferd stammt von einer wilden Art her, die in den weiten Einöden Asiens gefunden wird, aber weder an Größe noch Schönheit unserm Pferde gleich kömmt, das sich also in der Zucht der Menschen viel vervollkommnet hat. Die schönsten, dauerhaftesten und berühmtesten Pferde sind die arabischen, dann die englischen. Das Pferd ist ein kostbares Geschenk, das der Schöpfer uns Menschen gemacht hat. Es ist stark, schnell und behende in seinen Bewegungen, zeigt — wenn man so sagen kann, — viel Verstand, ist sehr gelehrig, läßt sich darum zu manigfaltigem Gebrauche abrichten, dient zum Reiten, Fahren, Ziehen und Tragen, und gewinnt, bei vernünftiger, freundlicher Behandlung, seinen Meister so lieb als der Hund. — In unserm Lande hat die Pferdezzucht seit etwa 40—50 Jahren mächtig zugenommen. Wo man sonst den Ackerbau und selbst das

Fuhrwesen mit Stieren betrieb, sind jetzt die Pferde an die Stelle getreten; eines Theils wohl darum weil alle Arbeiten mit dem Pferde schneller von statten gehen, aber auch weil der Handelsgeist mehr und mehr unter dem Volke rege ward, und so mit Pferden viel zu gewinnen war. Dagegen wenn ein Pferd lahm wird, oder ein Bein bricht, so ist sein Werth verloren, da hingegen ein lahmer Stier noch gemästet und theuer verkauft werden kann. Aber die Pferdezzucht hat dem Wohlstande unseres Landvolkes noch einen andern Schaden zugefügt, nämlich, daß niemand mehr zu Fuße gehen, sondern alles reiten und fahren will, und zwar auch nicht mehr im Wägeli, sondern in schönen, kostbaren Schafsen und Scharebank. — Der Bote gönnts wahrlich allen gern, und wird nicht neidisch, wenn er auch langsam hintendrein hümpen muß. Aber er meint doch, mancher käme zu Fuße weiter als gefahren. Das Pferd kann etwa 30 Jahr alt werden. Die Stute (Märe) trägt 11 Monate und bringt nur Ein Füllen. Das Fleisch könnte sehr wohl gegessen werden. Aus der Milch des Pferdes bereiten die Kalmücken ein berauschendes Getränk. Die Haare von Mähne und Schweif dienen zu manigfaltigem Gebrauche. Die Haut giebt gutes Lederwerk für den Sattler. Hufe und Zähne werden von Horn- und Beinarbeitern gebraucht. Auch das Fett wird von Gerbern, Sattlern u. s. w. angewandt. Der Pferdemist ist sehr hitzig, und diene in Treibhäusern und auf kaltem Erdreich.

(Fortsetzung folgt).

Ein Rath für Viele gut.

Es ist doch kurlos! Es möchten alle reich werden, und thun doch nichts dafür. Kunträrri, sie thun als wollten sie für des Lüttschels G'walt arm werden! Ja, sagt der Joggeli, „weme wüßt, wie me södt rich werde!“ Dazu kann ich euch rathen. Die ganze Kunst heißt: brauch nur immer etwas weniger als du hast! Wenn du täglich nur einen Kreuzer auf die Seite legst, so hast du am Ende vom Jahr drei Kronen, sechszehn Baken und einen Kreuzer, wohlgezählt. Aber noch besser! Du Hans, Benz oder Stoffel hast schon manchmal in einem Siz einen Neuthaler versoffen oder verspielt, und nichts damit gewonnen als — einen wüsten, sturmen Kopf, und ein verletztes Gewissen. Spar du delae Neuthaler und leg' sie in eine Ersparnißkassa. Dort brüten sie Junge, und wenn du einmal weiben oder sonst etwas anfangen willst, so nimmst du das Huhn sammt den Eiern. Ich will dir's schwarz auf weiß auf einer Tabelle vorlegen. Ein Vater thut seinem Kind bei der Taufe die Einbände etwa Fr. 8 in die Sparkassa, und alle Jahre noch Fr. 8 dazu — so kommt folgende Rechnung heraus:

Fabr.	Jährlicher Zuwachs an Zuschuß.		Capital sammt Zins.	
	Frk.	Frk. Rp.	Frk.	Rp.
1	8	—	16	24
2	8	— 24	24	73
3	8	— 49	33	47
4	8	— 74	42	47
5	8	1 —	51	74
6	8	1 27	61	29
7	8	1 55	71	13
8	8	1 84		

Fabr.	Jährlicher Zuwachs an Zuschuß.		Capital sammt Zins.	
	Frk.	Frk. Rp.	Frk.	Rp.
9	8	2 13	81	26
10	8	2 44	91	70
11	8	2 75	102	45
12	8	3 7	113	52
13	8	3 41	124	93
14	8	3 75	136	68
15	8	4 10	148	78
16	8	4 46	161	24
17	8	4 84	174	8
18	8	5 25	187	30
19	8	5 62	200	92
20	8	6 3	214	95
21	8	6 45	229	40
22	8	6 88	244	28
23	8	7 33	259	61
24	8	7 79	275	40
25	8	8 26	291	66

Es werden also in 25 Jahren ohne Beschwerde eingelegt Frk. 200 und nach der Zeit erhebt man dafür Frk. 291. 6. 6. Heh! Knaben wie gefällt euch das? Wär das Geld nicht besser in der Sparkassa angewandt, als auf dem Regelplatz, im Wirthshaus, Pintenschent, Stubenwirthschaft, Leistwirthschaft, Bränzwinkel ic.?

Wer in der Jugend nicht mag hausen
Der wird im Alter mager schmausen.
Wer sich das Sparen nicht läßt verdriesen,
Der hat's sein Lebtag zu genießen.

Fuchs und Kaze.

(Eine Fabel.)

„Gevatterin, mein lieber Schak!“
So sprach Keineck, der Fuchs, zur Kaze —
„Wie wär's in diesen schönen Tagen

„Wenn wir auszögen eins zum Jagen?
 „Eh' der Winter mit Sturm und Graus
 „Uns bannt in unsre Höhl' und Haus.“
 Und als sie nun zogen durch den Wald
 Der Fuchs fing an zu rühmen bald
 Wie er, seit seinen jungen Jahren
 Viel hätt' studirt und wär' erfahren
 In Logik und Philosophiei
 Sophistik und Juristeret,
 In aller Klugheit und viel Listen,
 Wie das die Bauern gar wohl wüßten;
 Wie auch, wenn Hund und Jäger kämen,
 Die gern ihm seinen Balg abnähmen,
 Der Künste er wüßt' gar so viel
 Und trieb mit ihnen das Narrenspiel.
 „Fürwahr ich weiß ihr mehr als hundert.“

Die Katz sich höchlich drüber wundert.
 Und als er nach ihren Künsten fragt
 Antwortet sie ihm fast verzagt:
 „Eine einzige Kunst ich weiß und kann,
 „Ich fliehe flugs den Baum hinan,
 „Wenn ich verfolgt bin von den Hunden;
 „Und lach', wenn sie brav bellen unten.“
 „Ey“ — spricht der Fuchs, „ich muß mich
 „schämen,
 „Gevatterin, das hier zu vernehmen!
 „Nur Eine Kunst allein könnt ihr?
 „Ihr seid wohl ein einfältig Thier!“

Kaum ist das Wort aus seinem Mund,
 So kommen Jäger her und Hund.
 Die Katz fährt den Baum hinan.
 Der Fuchs reißt aus, so gut er kann.
 Er braucht bald die, bald jene Kunst.
 Doch alle sind zulezt umsonst;
 Und ist der Fuchs schon voller List,
 Der Jäger und Hund nicht minder ist.
 Und endlich kommt er, müd und matt
 Halbtod zum Baum an jener Statt,
 Und wird da von des Jägers Hunden

Gepackt, zerzaust und überwunden,
 Dieweil die Katz in Sicherheit
 Zusieht, und ihrer Kunst sich freut.

Nur Eine Kunst, wenn noch so schlecht,
 Treibst du sie fleißig nur und recht,
 Ist mehr werth als die andern sieben,
 Bei denen oft nichts übrig blieben
 Als Unordnung, Verwirrung, Noth,
 Zulezt wohl gar noch — Bettelbrod.

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Collationiren: vergleichen, z. B.
 ob eine Abschrift mit dem Original über:
 einstimme; ob ein Buch alle dazu gehörigen
 Bogen habe.

Die Collette: 1) Die Einsammlung
 freiwilliger Gaben. Der Sammler heißt
 Colporteur. 2) Aber auch gewisse Gebete
 bei Katholiken und Lutheranern heißen so.

Der Colleague, ein Amtsgenosse. So
 ist ein Schulmeister der Colleague eines andern
 Schulmeisters.

Die Colonie: (dreisilbig) 1) Ein
 von Ausländern neu angelegter Wohnort.
 2) Die Gesamtheit dieser Anpflanzer.
 Jeder Einzelne heißt ein Colonist.

Commandiren, befehlen. Das
 Commando heißt nun sowohl das Recht
 zu befehlen, als der Befehl selber. Aber
 auch eine Anzahl Männer, die zur Aus:
 richtung eines Befehls abgeschickt werden.
 Wird besonders im Kriegswesen gebraucht.
 Der Commandant befehlet, und du
 mußt nicht sagen Kummidant.

Der Commissär, einer, dem von
 einem andern meist einem Oberen ein Ge:
 schäfte aufgetragen ist; deutsch Bevollmäch:

tigter. Daher die Commission, der erhaltene Auftrag. Aber so nennt man auch eine Anzahl von Leuten denen ein Auftrag gegeben worden ist; z. B. Baucommission, Armencommission.

Die Communion; 1) die Gemeinschaft. Daher 2) das heilige Abendmahl als eine gemeinsame Mahlzeit. — Von da kommt 3) communiciren, mittheilen, auch Abendmahl halten; Communicant, der Abendmahl haltet.

Der Compaß, ein merkwürdiges Instrument, eine Magnetnadel in einem Gehäuse. — An einem andern Orte mehr darüber.

Das Compliment, ein jeder Gruß, besonders mit Verbeugung; eine kurze Anrede; gemeiniglich alle äußern Höflichkeitsbezeugungen, besonders wenn deren zu viel werden; das heißt Compliment machen.

Das Complot, eine geheime Verbindung zu strafbaren Zwecken.

Componiren, die Musik zu einem Lied machen. Das thut der Componist.

Das Comptoir oder Comtor, (spr. Contuar oder Contor) ist die Schreibstube eines Kaufmanns.

Das Concept, der erste schriftliche Aufsatz; concipiren, einen solchen machen.

Das Concilium, eine Versammlung der vornehmsten Geistlichen und Gottesgelehrten in Kirchensachen; eine Kirchenversammlung. Auch ihre Beschlüsse werden so genannt.

Der Concur, bei uns Geldstag, an andern Orten Auffall.

Confisciren, Güter und Vermögen zu Handen des Staates einem wegnehmen,

z. B. einem, der kein Recht zum Jagen hat, das Jagdgeräthe.

Der Congress, eine Zusammenkunft von Fürsten, oder ihren Ministern, um über Staatsgeschäfte zu berathschlagen.

Das Consistorium, ein geistliches Gericht, das in Ehe- und Kirchensachen urtheilt.

Der Conto, eine kaufmännische Rechnungsanforderung. Wir sprechen unrichtig der Gunten.

Die Contrebande, Waaren, die gegen Geseze und Verbot ein- oder ausgeführt werden.

Der Contract, ein gegenseitiger Vergleich, Vertrag, z. B. Ehecontract.

Contract seyn, von Gliedersucht zusammengezogene Glieder haben.

Der Contrast, eine auffallende, widersprechende Zusammenstellung, z. B. es ist ein großer Contrast zwischen Mann und Weib, wenn sie hübsch und er häßlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Begebenheit mit einem Bierfasse.

Wenn der Hans mit seinem Orestl an einem Dienstag nach Bern auf den Markt geht, und trinkt eine Halbe im großen Kornhauskeller, so verwundern sie sich über die großen Fässer. Aber das sind nur Kinder gegen das Bierfaß, von dem ich jetzt erzählen will.

In England wächst kein Wein, und doch mögen die Leute nicht nur Wasser trinken. So brauen sie mancherlei Arten von Bier. Und da bei den Engländern alles sehr groß seyn muß, so find's auch

die Bierfässer. Da hatte ein Herr Meur in seiner Brauerei so ein Ding gebaut, das wegen seiner ungeheuren Größe von vielen Reisenden als eine Merkwürdigkeit besehen wurde. Es enthielt nicht weniger als 6000, sage sechs tausend Faß. Die Tauen und Ketten waren ungemein dick und stark. Das ganze ging durch mehrere Stockwerke hindurch. — Jetzt aber zerbricht einmal das Faß, mit einem so gräßlichen Knall, als wäre ein Pulverhaus in die Luft geflogen. Die Nachbarhäuser stürzten zum Theil ein, zum Theil wurden sie beschädigt. Die Ueberschwemmung war so schnell und so gewaltig, daß mehrere Menschen im Bier ertranken. Eine ganze Familie, die in einem Nebenhause eben beisammensaß, wurde fortgeschwemmt. Acht Menschen verloren bei diesem Unglücke das Leben. — Dieses ist geschehen 1814 in London.

Der Magnet und der Compaß.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Der Magnet und seine Eigenschaften gehören zu denjenigen natürlichen Dingen, die so schwer zu erklären sind, daß selber der Bote mit aller seiner Gelehrsamkeit nicht sagen kann wie das zugeht. Was er aber davon weiß, das will er ohne Misgunst erzählen.

Der Magnet, wie die Natur ihn hervorbringt, ist ein schwärzlicher, eisenhaltiger Stein, der aber an wenigen Orten und in der Schweiz gar nicht gefunden wird. Er hat zwei besonders merkwürdige Eigenschaften, einmal daß er das Eisen an sich zieht, und dann, daß wenn er sich frei bewegen kann, z. B. an einer Schnur

hängend, er immer die gleiche Seite gegen Mitternacht zukehrt. Das ist natürlicher Magnet.

Man verfertigt aber auch künstliche Magnete. Indem man nämlich mit einem natürlichen Magnet Stangen von Eisen oder Stahl immer nach einerlei Richtung reibt, so erhalten diese selbst auch magnetische Kraft. Man kann diese sehr vermehren und sehr hoch bringen, wenn man mehrere solche magnetisirte Eisenstäbe mit einander verbindet. Solche künstliche Magnete sieht man meistens in Gestalt eines Kobaisens (Siehe Fig. 1). Oben wird er an einem Haken frei aufgehängt; unten wird bei den Füßen ein angemessenes Stück Eisen angehalten, das ebenfalls einen Haken hat, woran ein Gewicht gehängt wird. Das heißt man die Bewaffung des Magnets. Künstler haben schon Magnete verfertigt, die über einen Centner Gewicht trugen.

Die zweite Eigenschaft des Magnetes ist also: seine Richtung einer Seite immer nach Mitternacht, und diese ist in ihrer Anwendung viel wichtiger als die erste, denn eben darauf beruht der Compaß. Wenn man, z. B. eine Nähnadel magnetisch macht und durch ein kleines Stücklein Pantoffelholz steckt und so frei auf dem Wasser schwimmen läßt, so wird sie von selbst mit einem Ende immer gegen Mitternacht hin sich wenden, wende sie um so viel du willst, sobald sie frei wird, nimmt sie sicher ihre alte Stellung wieder ein. Wie das zugeht, und warum das so ist, weiß eben Niemand.

Darauf nun gründet sich die nützliche Erfindung des Compasses. Dieser ist so beschaffen: Eine Nadel von Stahl, in der Form eines Pfeiles, hat in der Mitte

Der Magnet und der Kompaß.

Fig. A.

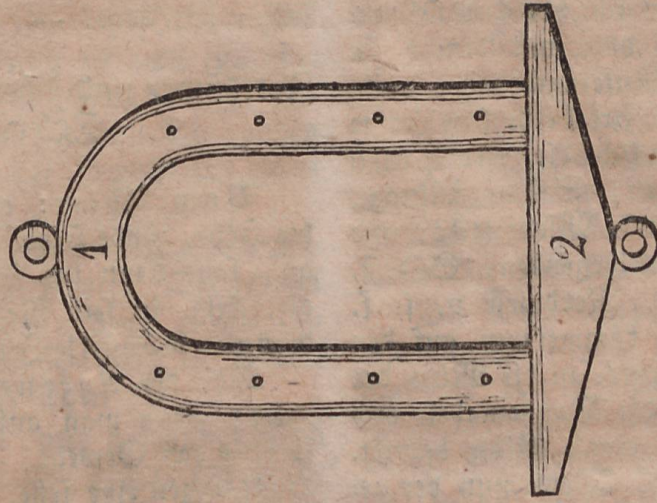
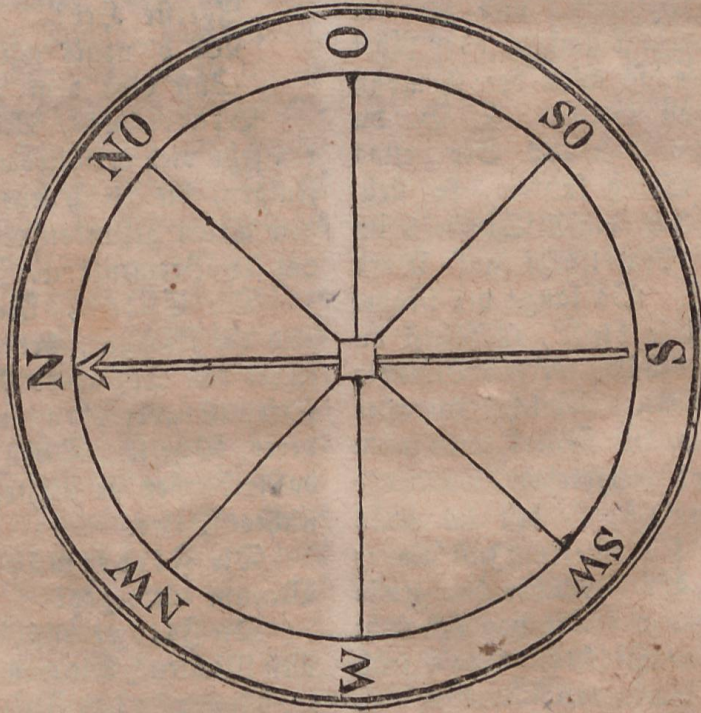


Fig: B.



A. Ein künstlicher Magnet. 1. Der Magnet, mit Stiften aus mehreren Blättern zusammengesetzt. 2. Die Bewehrung, wovon das Gericht gehängt wird.
 B. Die Windrose mit den Hauptpunkten und der auf Nord oder Mitternacht gerichteten Magnetnadel.

ihrer Länge einen kleinen Knopf von Messing, in welchem eine Vertiefung ist. Mit dieser ruht die magnetisirte Nadel auf einem Stifte, so daß sie frei schwebt und sich bewegen kann, da sie denn mit dem einen Ende immer gegen Mitternacht zeigt. Jetzt zeichnet man in einen Zirkel eine sogenannte Windrose (B); nämlich die vier Hauptpunkte Ost, Morgen, Süd, Mittag; West, Abend, Nord, Mitternacht; und zwischenein die Mittelgegenden, Südost, Südwest, Nordost, Nordwest u. s. f. Diese Verzeichnung kommt nun auf den Boden des Instruments, in die Mitte der Stift, auf denselben die Magnetonadel, und das Ganze wird mit einem Glase bedeckt. Das ist der Compaß. Wenn nun der geneigte Leser solch ein Ding in der Tasche trägt, und weiß Bescheid, und geht im Nebel über eine lange Allmend, oder fährt gar auf einem See, so wird der Compaß ihm den Weg schon weisen. Z. B. du willst gradaus quer über den See, etwa von Gunten auf Spiez fahren, so stell' den Compaß vor dich auf's Bänkli beim Steuer, daß die Nadelspitze auf Nord zeigt, und fahr zu. So lange die Nadel ruhig auf ihrer Linie bleibt, so fährst du richtig gradaus, als hätte dir der Gärtner die Schnur gespannt. Weichst du aber rechts ab, so deutet die Nadel links vom ersten Striche; und umgekehrt, wenn die Nadel rechts abweicht, so bist du links abgewichen u. s. f. Dieses Instrument nun ist's, das den Schiffer über das große Weltmeer leitet, wo er nichts vor sich sieht als Wasser, und oft Nachts, wenn's trüb ist, nicht einmal nach den Sternen sich richten kann; da ist der Compaß sein sicherer Wegweiser; und so holt er uns Kaffee,

Zucker, Taback, und fährt sicher, wohin er nur will. Es ist doch eine schöne Sache um einen Compaß und — um den menschlichen Verstand. —

Irrthümer und Aberglauben über das Thierreich.

Vom Adler: er fahre im Alter in die Höhe, zünde seine Federn an der Sonne an, falle dann ins Meer und lösche sich ab, steige in sein Nest, wo ihm die Federn neu wachsen! Ist nicht wahr!

Von der Agerste, Elster: sie sey eine Hexe; wenn man auf sie schieße, so zerbringe das Gewehr; — wenn man in den Hundstagen eine sehe, so solle man sie also ansprechen:

Agerste Hex!

We d' neuis wit so sägs!

Süß blas dem Tüfel is — —!

Blattläuse, Miltbau. Es giebt deren sehr viel verschiedene Arten. Von demjenigen, die gleich einem weißen Flaum an den Erlen gefunden werden, sagen Viele: das sey Bremensame. Ist aber völlig falsch!

Die Eulen, Nachtkauze, das Huri und die Wiggle, bedeuten mit ihrem Geschrei den Tod eines Menschen. Ihr Geschrei ist aber eben, was der Gesang anderer Vögel. Daß es nicht hübsch ist, dafür können sie nichts. Es bedeutet aber nichts Böses.

Die Fledermäuse sind Gespenster! Warum nicht gar!

Die Fliege entsteht aus faulem Fleisch. Mit Nichten! Sie entsteht aus Eiern, welche die Mutter an das Fleisch legt; daraus werden Maden, und aus diesen wieder Fliegen.

Die Floh entsteht da, wo Urin und

Staub oder Sagspähne zusammen kommen. — Mit Nichten! Sie entsteht, wie alle Insekten, aus Eiern, die freilich am besten gedeihen, wo Unreinlichkeit herrscht.

Der Froschregen ist auch eine Fabel. Die Frösche fallen nicht mit dem Regen vom Himmel herab. Die jungen Thiere aber kommen bei Regenwetter gerne haufenweise auf das Land heraus.

Der Hahn legt im Alter ein Ei, daraus wird ein Basilisk. Der Hahn kann keine Eier legen, denn er hat keinen Eierstock. Der Basilisk ist Fabel; es giebt kein solches Thier.

Der Hund hat unter der Zunge einen Wurm, der ist Schuld, daß er toll wird. Ist grober Irrthum. Der sogenannte Tollwurm ist ein Muskel, der dem Hunde das Saufen mit der Zunge, das Lappen, erleichtert. Wird der ausgeschnitten, so kann der Hund gerade deswegen toll werden.

Die Raken, wenigstens und besonders die schwarzen, sind Hexen. Da es gar keine Hexen giebt, so können auch die Raken keine solchen seyn.

Der Kreuzschnabel ist ein hübscher Vogel. Daß die rothen Männlein und die grünen Weiblein seyen, ist Irrthum; nur die jungen Vögel sind roth, und im Alter werden alle grün. Daß sie in der Stube alle bösen Dünste an sich ziehen, — daß die, deren Oberschnabel rechts herab geht, für die Krankheiten der Mannspersonen, die, deren Oberschnabel links herab geht, für die Weibspersonen gesund seyen, das sind Narrenpossen!

Daß die Kröten giftig seyen und ihr Gift weit von sich spritzen können, ist Irrthum.

Der Kuckuck soll wahrsagen, wie lange man noch lebe; soll Glück bedeuten, wenn man Geld im Sack hat, wo man ihn zuerst hört; er soll im Herbst in einen Sperber sich verwandeln. Das Alles ist nicht wahr!

Von dem Fuchs sagt man: er habe ein so scharfes Gesicht, daß er sogar durch eine Mauer sehen könne. Aber sein Gesicht ist nicht besser als das einer Katze, deren Art und Natur er hat.

Die Maulwurfsgrille oder Wäre, wie wir sie heißen, soll durch Schuhsohlen hindurch beißen können und giftig seyn. Beides ist aber irrig. Nur kleine und weiche Pflanzenwurzeln kann sie abbeißen, und darum verdorren die Pflanzen, nicht wegen Gift, dessen das Thier keins hat.

Mäuse bedeuten Unglück, und die Herrenmeister können Mäuse machen. Glaub's wer mag! Ich nicht.

(Wird fortgesetzt.)

Auszüge aus einer Bernerchronik, von 1550 — 1580.

1556. Im Dezember gebar Hrn. Hans Gießlingers, Predikanten zu Diemtigen Hausfrau, 5 Kinder einer Geburt, innert 8 Tagen, einander nach, deren etlich das Leben gehabt, war doch nicht viel über den halben Theil. Im vergangenen Frühling hatte sie 2 geboren, also daß sie in diesem Jahr innert 8 Monaten 7 Kinder geboren. Anhg. Hrn. schenkten ihr 20 Pfund in die Kindbett.

Dieser Sommer ist sehr heiß gewesen, hat viel und guten, auch wohlfeilen Wein geben: der Schlag war, 1 Landfaß 8

Kronett, ein Reiffasß 6 Kronen. Im August las man, war dem Wein noch zu heiß, dann viel gling auf von der Hitze, ehe er gedruckt wurde; des Korns war al- lenthalben wenig, deshalb es auffschlug, war aber gut; es gab auch viel Ucherung; doch kam der Unfall unter das Vieh an etlichen Orten; die von Thun litten großen Schaden, mußten ab ihrem Berg Kilen abfahren, hatten's Noth, daß sie das gesunde Vieh daheim behielten; ihnen starben mehr dann 100 Kühe.

Auf Osterdienstag kamen in den Rath: Jkr. Niklaus v. Dießbach, Adrian Baumgartner, Vigijs, Brügler, Andreas Huber und Hans Huber, welcher gar jung war.

Diesen Herbst ist eine gemeine Sucht von Pfnüsel und Husten das ganze Land, der mehren Theil alle Menschen durchgan- gen, man nannte es: das Hühnerweh. Etliche hatten's 2 Mal, etliche bluteten hef- tig zur Nase aus, darnach hörte es.

1561. Den 19. November ward Ni- klaus Zuber, von Hunziken, ein hübscher, starker, junger Mann, wegen vielen Dieb- stählen und schändlichen Verbrechen, die er vielfältig begangen, und die ihrer Abscheu- lichkeit wegen hier nicht erzählt werden dür- fen, mit dem Feuer lebendig gerichtet.

Gerade in 3 Wochen ward Christen Zuber, sein Bruder, wegen Diebstählen, mit dem Schwert gerichtet. Dieser war der dritte unter seinen Brüdern, die ge- richtet wurden; der erste war ungefehr vor 3 Jahren gerichtet. Man sagte, ihr Va- ter hätte nie haben wollen, daß seine Kin- der bösen lernten; deswegen wurde er für's Chorgericht beschickt, und mußte da sein

Gebet verrichten und den Glauben bekenn- en; die 10 Gebote kannte er nicht; darum ward ihm bis Ostern Zeit gesetzt, sie zu lernen, und seine übrigen Kinder dieselben auch zu lehren.

1563. Den 20. Juni ward Strepau Hübschi, ein Zimmermann, hier in der Stadt, am Sonntag, vor die ganze Kir- chen gestellt; da mußte er Gott, Mn. Ghr., und eine ganze Gemeind um Verzeihung bitten, von wegen bösen Schwüren, die er gethan; ward also ausgelassen.

1564. Dies Oktobers hub es an redlich hier zu sterben; im November hielt es noch mehr an; im Dezember starben in einer Woche 122, die andere 106, die dritte 317 Personen. Um Weihnachten fing es an, ein wenig nachzulassen; es starben von Michaelstag bis zu Fasnacht hier in der Stadt bei 1200 Menschen. Als das Sterben so mächtig zunahm, und be- sonders der Schülern viel starben, wurden die Lezgen eingezogen, und allein eine Stunde Vor: und eine Stunde Nachmittag Schul gehalten. Es starben in kurzer Zeit bei 80 Schülern. Als auch große Arbeit war den Predigkanten, die Kranken zu besuchen; ward Hr. Abraham Müsli von Thun be- rufen, mit Predigen und solchem behülfflich zu sein. Dies Sterben ist fast Mn. Ghr- Gebiet durchgangen, dem Leberberg nach herauf in das Oberland, hat ein großes Volk hinweggenommen, darunter sind auch besonders viel Predigkanten gewesen, nem- lich an der Zahl 49.

Auf Ostern wurden von Burgern ge- stoßen alle die, so des vergangenen Ster- bens sich außer der Stadt enthalten hatten. Es kamen in Rath: Herr Kaspar

Willading, Hr. Samuel Tillmann, Peter im Haag, Sebastian Darm, Nikolaus Schor und Peter von Werde, der Großweibel; an dessen Statt ward Abraham von Grafenried Großweibel.

1567. Den 3. Januar ward Andreas Huber, der Seckelschreiber (der zuvor etwann der Rätthen und Schultheiß zu Thun gewesen war), um daß er sich zu viel mit Wein übernommen hat, seines Amtes, auch von den Burgern, entsetzt; an seine Statt ward Hans Franz Knechtshofer zum Seckelschreiber erwählt.

1568. Den 17. Januar ward Ulli Herrenschwand, der Schleifer, mit dem Schwert gerichtet, weil er seinen Vater mit der Faust geschlagen, und ihn doch sogleich um Verzeihung gebeten hat. Aber sein vorhergehend ärgerlich Leben schlug dazu, daß er sterben mußte.

Den 27. Merz ward ein 16jähriger Knab, Paulus Fürstenberg, an den Mätern, von Diebstählen wegen, und daß er seine Mutter geschlagen hat und nicht folgen wollte, heimlich abgethan; man schonte der Freundschaft, dann der alte Spätling war sein Großvater.

Den 1. Juli ward Einer von unmäßigen Trinken wegen von Stadt und Land verwiesen.

Den 21. Juli schoß das Wetter in den Christoffelthurm, und zerschloß dem großen Bild die Hellsparten.

Im Augusten ward eine Hex samt ihrer Tochter, die sie dem Satan vermählt hat, in Erlach verbrannt. Eine wunderbare Historie; man sagt, was für Neue die Tochter gehabt, und was Gestank's es gewesen, da man sie verbrannt.

Im September ward auch eine böse Hex zu Spiez verbrannt, von deren man viel Wunders sagt.

Diesen Herbst war viel alten Weins, des sahen die Bauern viel Kilbenen an; Signau, Rüderswyl und Lauperswyl zogen, gegen Nighr. Verbot, gen Langnau, etlich Predikanten unter dem Spieß mit ihnen, die wurden hier ins Loch gelegt. Belp zog gen Münsingen, da geschah ein Todschlag auf der Bernstraf. Nighrn. legten denen von Belp 100 Pfund auf zur Straf.

1570. Den 5. November haben Nighrn. dem König in Frankreich 60,000 Kronen auf sein Begehren geliehen, damit er die Eidgenossen und fremde Knecht desto besser abfertigen könnte.

Den 16. Dezember wurde ein Bauer von Schüpfen, der geredt hatte, Gottes Wort wäre nichts und erlogen, mit dem Schwert gerichtet. —

Den 31. Dezember starb Benedicht Fruting, alt Bogt zu St. Johansen; er konnte weder schreiben noch lesen, und hat doch etwann manches Amt gehabt.

1571. Den 1. Juli ward Peter Hangelstein, der Metzger, wegen übeln Schwörens, für die Gemeinde gestellt, Gott und eine Gemeind um Verzeihung zu bitten.

Hans Unfleiß.

Die Nacht war hell, und still das Haus,
Da schaut' ich ernst zum Fenster aus,
Und sah — hu! — einen ungestalten,
Eindügigen, zerlumpten Alten,
Mit einem großen, weiten Maul,
Auf einem Knochendürren Gaul,

Der war am Hintern aufgepäumet.
 Der Fremde sprach: „Hab's Thor ver:
 säumet;
 Drum, Lieber! seid so gut und räumer
 Mir einen Stall zur Herberg' ein.“
 Ich sprach: „Die Bitte ist nicht fein.
 Ich weiß ja gar nicht, wer du bist
 Und welches dein Gewerbe ist.“
 Er sprach: „So wiss', ich bin genannt
 Hans Unfleiß, überall bekannt,
 In weiter Welt, in allen Gauen,
 Bei Kindern, Alten, Männern, Frauen,
 Bei Armen, Reichen, Dienern, Herrn.
 Wer mein gewohnt ist, hat mich gern.
 Nun will ich dir von mir erzählen:
 Ich mag mich nicht mit Denken quälen;
 Bin, wie du siehst, zur Hälfte blind,
 Und sorglos, wie ein säugend Kind,
 Was liegen will, das lass' ich liegen!
 Nichtsthun — sieh! — das ist mein
 Vergnügen.

Läßt mich ein Fürst zu sich hinein,
 Wird bald das Land im Elend sein.
 Schlimm Urtheil schaff' ich im Gericht;
 Den Sieg im Krieg erkämpf' ich nicht.
 Wo sie mich mit zu Schiffe nehmen,
 Da müssen sie sich bald bequemen,
 Zu hungern, dursten, zu zerscheitern;
 Auch pfleg' ich nimmer zu erweitern
 Die edle Kunst und Wissenschaft.
 Den Rittern raub' ich Saft und Kraft;
 Die Kirchen, Schulen mach' ich leer;
 Der Schenken aber täglich mehr.
 Ich zieh' viel ungerathne Kinder.
 Ich mache mager Schaf' und Rinder.
 Ich raube Manchem Haus und Erbe!
 Wo ich herberge, da verderbe
 Ich Werkstatt, Speicher, Stadt und Land.
 Manch Haus zerfällt, wie lockrer Sand!
 Der Musikus treibt nur Geklimper,

Der Maler, Dichter wird ein Stümper!
 Kurz, bleib' ich lange Gast im Haus,
 So muß der Wirth zur Thür hinaus!“ —
 Ich sprach: „Ei! hast du solche Sitte,
 So — du verdenkst mir's nicht — verbitte
 Ich deinen Zuspruch; will auch warnen
 Die Nachbarn alle.“ — „O! umgarnen“
 Sprach Jener da, „werd' ich euch doch!
 Ich komm' hinein, ich find' ein Loch;
 Denn Magd und Knecht sind mir gewogen.
 Gebt Acht! bald bin ich eingezogen!
 Für jeko reit' ich etwas weiter,
 Zu meinem Freund, dem Bärenhäuter!
 Dem bin ich früh und spät willkommen,
 Und werde sicher aufgenommen!“
 Dann sperrt' er auf sein großes Maul,
 Und gähnt, und trieb den dürrn Gaul
 Rücklings der nächsten Gasse zu;
 Ich aber blieb in guter Ruh.
 Mein Haus blieb fest, mein Glück blieb süß,
 Weil ich den Faulpelz von mir wies.

Wohlthätigkeit.

In einem elenden Dorfe bei Straß:
 burg, das in dem Feldzug wider Bona:
 parte, 1814, voller Kosacken lag, erhielt
 ein armer Mann 6 derselben zur Einquar:
 tierung. Was die Noth aufs höchste trieb,
 war die Niederkunft der Hausfrau. Sie
 und ihr Mann litten Mangel an Lebens:
 mitteln; ein Kosack brachte ihnen zu essen.
 Zwei Tage nachher nahm der nämliche
 Kosack, als die Kindbetterin eben schlief,
 das neugeborne Kind von ihr weg und
 verschwand damit. Vater und Mutter wa:
 ren untröstlich, als sie weder das Kind,
 noch den Kosacken ausfindig machen konnten.
 Nach 24 Stunden kam indeß der Kos:
 sack mit dem Kinde zurück, und gab es

der Mutter, mit einem Beutel, in welchem über 100 Thaler waren, wieder. Das Kind auf dem Arme, war er in der Nachbarschaft umher gezogen, wo Russen und Kosacken lagen, und hatte Almosen für die armen Eltern des Kindes gesammelt.

Erwerbsquellen im Traversthal des Kantons Neuenburg.

Der große Gewinnst, der aus manchen Gewerben für eine Gegend hervorgeht, kann andern Gegenden zur Ermunterung dienen. So werden z. B. blos in dem Dorfe Fleurier jährlich 16,000 silberne und goldene Uhren gemacht und ins Ausland geführt, und man muß Schönheit und Solidität derselben rühmen. Man kann den jährlichen Brutto-Ertrag dieser Fabrikation auf 800,000 Franken setzen, wovon der Werth des Goldes und Silbers, das aus dem Auslande bezogene Material und der Arbeitslohn für 200 Arbeiter abgezogen werden müssen; was übrig bleibt, ist reiner Profit, der dem kleinen Orte zu gut kommt.

Außer der Uhrmacherei hat das Traversthal noch zwei andere Erwerbszweige; der eine besteht in Einsammlung jener gewürzigen und stärkenden Pflanzen und Kräuter, woraus der sogenannte Schweizerthee gemacht wird, und die sämtlich am Jura und dessen Abhängen wachsen. — Bedeutender ist die Fabrikation des Wermuthextrakts, der hier besonders gut gemacht wird, und einiger anderer feiner Liqeurs. Dieser Erwerbszweig beträgt für Couvet und Mottiers allein 150,000 Bouzeillen jährlich, und der reine Ertrag derselben beläuft sich über 200,000 Franken.

Schon die Kultur der Pflanzen, aus denen der Wermuthextrakt gemacht wird, beträgt im Kirchspiel Couvet jährlich 150 bis 200 Louisd'or; manche Einwohner ziehen in ihren Gärten für mehr, denn 320 Franken. Die Jurapflanzen genügen jedoch nicht für die Absinthfabrikation; es wird deshalb aus dem Wallis und aus andern hochgelegenen Gegenden der Schweiz noch eine bedeutende Menge eingeführt. Man hat seit mehreren Jahren eine Menge Versuche gemacht, diese Pflanzen in Frankreich zu ziehen; sie waren aber alle vergebens, sie arteten gleich aus und verloren ihren starken Geruch; das Traversthal wird also wohl diesen Erwerbszweig behalten. Diese Fabrikation ist in dem Thal schon ziemlich alt. Nur ein Haus, unter den vielen, führt jährlich gegen 40,000 Bouzeillen aus, wovon es ungefähr 60,000 Franken reinen Gewinn hat.

Einige Hausmittel.

a) Eine gute Salbe wider erfrorene Glieder.

Ein Stück Seife, in kleine Stücke zerschnitten, eines Hühnereies groß frische Butter, und so viel Salz, als man zwischen den fünf Fingern halten kann, in ein Kochgeschirr gethan, ein paar Gläser voll frisch gemolkene Kuhmilch dazu gegossen, und alles das auf einem gelinden Kohlfener langsam gekocht, giebt eine Salbe, welche treffliche Dienste leistet. Man darf nur ein leinen Tuch damit bestreichen, es erwärmen, und so warm als möglich auf die Füße legen; diese Umschläge aber des Tags zum Destern wiederholen, so wird sehr bald Heilung eintreten. Nur muß

man sich dann vor neuer Verkältung wohl in Acht nehmen.

b) Wider aufgesprungene Lippen und Hände, im Winter.

Einer Erbse groß weißes Wachs und einige Tropfen süßes Baumöl dazu, werden in einem Löffel über dem Lichte geschmolzen. Mit diesem Sälbchen kann man die schmerzenden Theile einige Male bestreichen; die Linderung wird schnell erfolgen.

Wer ist der hinkende Bote?

So haben schon Viele gefragt, und wollten ihn gerne kennen; wenn's auch nur darum wäre, daß sie ihm einen Stein in den Garten werfen könnten, wenn er die Schellen an ihrer Narrenkappe anrührt! — Aber der Bote ist kein Narr und sagt: ich bin's! Er ist gescheid und schweigt. Aber der Krämer von W. ist doch noch gescheider! Der kommt einmal an einem Markttag auf Bern, sieht da einen Mann mit einem hölzernen Stelzfuße und denkt: „aha! da han i ne funde!“ und fragt: „Iä gellit ier syt der hinkend Bote?“ Der Mann sagt: ja freilich! Was steht zu Diensten? Und der Krämer: Heh! I wet gern en Afford mit ech machen wegem Kalender! — Recht gern, kommt nur mit dort in den Keller, da wollen wir's bei einem Glase Wein richtig machen. Und der Krämer zahlt Wein, und der Stelzfuß macht einen billigen Afford. Und als der Krämer heim kommt, erzählt er mit allen Freuden: „Iek han ig ä gute Schick g'macht! I will jekt nit meh bi'r Chas d's Schmer chause, und

bi'm Carl Stämpfli d'Prattig. Iq überchume sie jek vom hinkend Bote viel wohlfeiler.“ — Wenn's der geneigte Leser nicht selber merkt, so will's der Bote sagen, daß ein Spasvogel den witzigen Krämer angeführt hat, und daß dieser für seinen Wein zwar keine Kalender erhalten wird, aber doch die gute Lehre: „Frau — schau wem!“ —

Nachschrift.

Der hinkende Bote, nämlich der rechte, hat den Spas erzählen gehört von einem Herrn, dem er gar dafür dankt. — Er will aber den Krämer nicht näher zeichnen, damit jener Herr nicht Verdruß kriegt. Dem Boten thut's nichts; der ist welt vom Geschütz!

Zwei Anekdoten.

An einigen Orten in unserm Lande hielt man früher ziemlich viel auf Titulaturen. So kam eines Abends eine Frau zur Bärenwirthin in S. und begrüßte sie mit den Worten: „Guten Abend Frau Base, Gotte, G'vattere, Seckelmestere, Fürsprüke: Lütenanti!“ —

Vor bald 20 Jahren wurde auf der Schwarzenek eine Schulmeisterprüfung abgehalten. Der Schulkommissär befragte die anwesenden Examinanden verschiedenlich, und machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihnen allerlei, mitunter spasshafte Rechnungsbeispiele aufzugeben. Ein Vorleser hatte mit stiller Bewunderung dieser Prüfung eine Weile zugehört; endlich stand er auf, ging auf den Schulkommissär, Hrn. T., zu und sagte: „Hr. Pfarrer, der heit nadisch e—n—ung'hürige Gring!“ —

Kurze Historie des hinkenden Boten von Bern.

Es ist dem Einsender unbekannt, wann der erste Kalender des hinkenden Boten erschien. Er existirte schon zu den Zeiten der Urgroßväter. Die ältesten, oder noch die aus der ersten Hälfte des vorigen Säkuli, enthalten *Nouvelles politiques*, Weltbegebenheiten, Kriege, fürchterliche Mordgeschichten, Hinrichtungen und einige Späße; etwa das, was jetzt die Zeitungen; denn damals gab's wenig Zeitungen und viel Maikäfer. Jetzt umgekehrt! Ob das Volk beim Zeitungslesen mehr prosperirt, als beim Käserauflesen, ignorire ich. Es hieß damals: Der Kalender ist dumm! Aber das Volk las ihn gerne.

Nach und nach ward eine Sammlung von Anekdoten, von Späßen, Badinaschen, Thorheiten und Lächerlichkeiten daraus, eine Art Narrenbuch. War irgendwo eine Betise passiert, sie ward dem Verleger überschrieben, und der Esel erhielt seine Peitschenhiebe vom Boten, zum großen Amusement des Publikums. — Hatte der Verleger nicht Einheimisches genug, so suchte er Sukkurs in Büchern, kleidete fremde, längstverstorbene Personen in Landeskostum, und der Hauptspäß war, daß die Leser bald diesen, bald jenen von ihrer *Connaissance* (Belannenschaft) zu finden vermeinten. Ja, mancher prostituirte sich selbst als einen Narren, indem er zu schreien anfing, als hätte die Geißel ihn tuschirt. So zum Exempel jene alte Jungfer, die gar gewaltig rasonirte, als sie las: „Ein Frauenzimmer hat im Theater ihr Herz verloren; würde aber gerne ein anderes, männlicher Art, dafür eintauschen.“ — Schade, daß die Klugen und Weisen nie etwas Laug-

liches einfanden, aber immer lamentirten: der Kalender ist dumm!

Ich habe eine Kollektion von Kalendern aus dem Anfange dieses Säkuli durchgesehen. Ueberall sah ich darin das Bestreben, neben dem Scherze nützliche Lehre und Warnung anzubringen, und dieses gelesenste aller Volksbücher aus dem Staube zu erheben. Aber an vielen Orten klagt der Bote, daß man ihn nur schimpft, aber Niemand ihm helfen will, besser machen. Das Sprüchlein kam immer wieder: Der Kalender ist dumm!

Ich erinnere mich, von einer gedruckten Einladung gehört zu haben, worin der damalige Verleger sich auch an die Gebildeten wandte und sie um zweckmäßige Beiträge ersuchte. Meine damalige Nachfrage belehrte mich, daß abermals nichts geschehen war!

Im schweizerischen Beobachter, einem damaligen Journal, das im Verlage der Typographischen Gesellschaft herauskam, im 2ten Jahrgang 1r Bd. 1809. sprach sich der damalige Bearbeiter deutsch aus über die Unbill, die er als hinkender Bote zu leiden habe, und meinte: wer nicht helfen wolle, solle wenigstens nicht schimpfen! — Aber es scheint, auch das half nichts! Vielmehr scheint auch er, der Neckereien müde, seine Hand abzugeben zu haben. Der Kalender blieb immer dumm, wie die Klugen sagten.

Und dieser Fluch der Verachtung und Geringschätzung wird ihn noch lange nicht aufkommen lassen. — Zwar hat nun die gemeinnützige Gesellschaft, besage öffentlicher Blätter, den Entschluß gefaßt, dem Kalender aufzuhelfen und den Boten auf zwei gesunden Beinen laufen zu lassen; und das ist

lößlich! Sie hat für daherige Beiträge Geld und Preise angeboten. Auch das ist klug! Sie wird auf dem Wege schon Geschriebenes erhalten um's Geld! Denn so sind Viele gemeinnützig.

Nach meinen Observationen des Kalenderwesens muß ich glauben: daß das Volk selbst keinen besseren Kalender will; daß der bisherige für den Kulturstand derjenigen Klassen, für die er eigentlich bestimmt ist, so schlecht nicht war, als man ihn ausschreit; daß das Volk einen Kalender ohne Astrologie, ohne Zeichendeutung, ohne Wetterprophezeihung u. dgl. dem Verleger auf dem Halse läßt, und daß selbst der historische Theil kein bloß nützlichcs Volksbuch, oder gar ein Roman à la Geldmacherdorf seyn darf. Wenn man will, daß der Kalender unter dem Volke kursire und Interesse finde, so muß man mit dem Volke seine Sprache reden. Diese finde ich nun in unserm Kalender, und muß darum wünschen, daß jeder Gemeinnützigc seine Beiträge ohne Vorbehalt der Redaktion überlasse. Ein Herrschneider, wär' er auch ein Artiste au dernier goût, arbeitet schwerlich gut für Landleute. Lasse man also gewähren und den gelieferten Stoff zuschneiden nach Belieben. Kosten, Mühe, Verantwortlichkeit und Risiko trägt ja doch der Verleger allein! So lasse man denn den Boten seinen Weg gehn auf seine Weise. Hat er doch genug zu schleppen an seinem Holzbein; warum ihm denn noch Fußschellen anlegen wollen an sein gesundes Bein?

D. B.

Des hinkenden Boten Klagelied.

(Nach der Melodie: Der Esel hat Pantoffel an.)

Lebt irgendwo ein armer Tropf,
So ist's der lahme Bote!
Bald Jedermann wascht ihm den Kopf,
Und nagt an seinem Brode.
Und Schimpf und Schand, und Haß und
Neid

Bringt täglich ihm nur Herzenleid.

Läßt er die Narren ruhig gehn,

So heißt er: trocken, fade!

Und zwickt er sie, so sind sie höh'n,
Und schimpfen ohne Gnade.

Seh's klug, seh's dumm, seh's Herr, seh's
Knecht,

Der Bote ist nicht Einem recht.

Viel wollen, ich soll prophezeih'n,

Ob wohl das Korn gerathe?

Ob theu'r, ob wohlfeil wird der Wein?

Wann glücklich man heirathe?

Thu' ich's, gleich hundert Andre schrei'n:

„Der Bote muß ein Esel seyn!“

Hans sagt: „Bring du nur Jahr für Jahr
Uns neue Narrenpoffen.“

Thu' ich's, so fährt mir Benz ins Haar;

Ihn hat's — warum? verdrossen.

Dem Einen bin ich viel zu klug,

Dem Andern, ach! nie klug genug.

Ich klopf an allen Thüren an,

Wer wohl mir helfen wolte?

Allein man schnauzt mich armen Mann,

Daß ich mich weiter trolle.

Und reicht mir Jemand etwas dar,

So ist's meist lauter Schofel Waar'.

Bald bin ich nun vollends schabab!

Die Freiheit der Gewerbe

Mir armen Teufel gräbt das Grab;
Macht, daß ich Hungers sterbe.
Die Zeitungen, bei Dunst und Wind,
Bald voll Kalenderstücklein sind.

Wenn ich bisher so Jahr für Jahr
Die Narr'n zu Markte brachte,
Daß mancher schimpft' und krägt' im Haar,
Wenn man ihn drob auslachte;
So thun sie jetzt mit lautem Mund
Gar oft gedruckt sich selber kund.

Und, wunderbarlich! — Diweil so Viel
Des armen Teufels spotten,
Treibt Mancher doch das gleiche Spiel,
Giebt's immer neue Boten;
Und manche Stadt hat gar — ei! ei!
Dergleichen auf einmal zwei, drei.

Kurzum, es ist nicht auszustehn
Vor Aerger und vor Galle!
Und soll es länger also gehn,
So ist es mit mir alle.
O weh mir armen Coridon!
Des Todes Schrecken fühl' ich schon.

So seht mir denn, ich bit' euch d'rum,
Als um die letzte Ehre,
Seht auf mein Epitaphium:
Nimm, Leser, dir die Lehre:
Soll dich nicht alle Welt verschrei'n,
Du darfst ein Schuft, nur Vor' nicht seyn."

Nachschrift des Boten.

Das Lied hat ein guter Freund des Bo-
ten gemacht und mir verehrt. Da hat aber
ein anderer guter Freund gesagt: „s ist doch
nicht so schlimm!“ und hat mir denn folgen-
den Vers zum Troste dazu gedichtet:

Man lacht, wenn dort ein Narr bei Tisch
Stets über's Essen schmählet,

Und doch nicht Suppe, Braten, Fisch,
Kurz, keiner Platte fehlet.
Man macht's mit dir auch so! Auf's Wort!
Man schimpft und schimpft, und liest doch
fort.

Und damit tröstet und empfiehlt sich um
geneigten Zuspruch

Euer geringer Diener
Der Bote.

Beichte eines alten ledigen Knaben.

Ja, das muß wahr seyn! Ein je-
der Stand hat seine Last! Als ich jung
war, es ist dessen über ein halbes Jahrhun-
dert, da hatt' ich wohl meinen Spasß auch
mit dem schönen Geschlecht! Aber freilich nur
Spasß; und zum Ernste ließ ich's nie kom-
men. Das Geschlecht schien mir eben nur
schön, aber nicht gut! Und ich glaubte, es
sey eben nur zum Badinge (Spasßmachen)
auf der Welt! Und weil sich denn manches
schöne Kind den Spasß gefallen ließ, so dacht'
ich: Heirathen kostet viel Geld, und — wer
nahe an einer Straßenlaterne wohnt, erspart
das Geld für Nachlicht! Jetzt bin ich alt,
und — nun wie gesagt — ein jeder Stand
hat seine Last! Da bestahl mich bald eine
Magd, weil keine Frau im Hause war, die
Aufsicht hielt. Ich schicke sie fort! Eine an-
dere thut sich gar entseßlich um, ist früh und
spät, hinten und vorn, freundlich, zuvorkom-
mend. Alles gut! aber am Ende meint die
Närrin, ich soll sie zur Frau im Hause ma-
chen! — Da empfiehlt man mir ein gar sit-
tames, stilles, bescheidenes Mädchen. Das
macht seinen Dienst in der Ordnung, ist von
wenig Worten, geht nicht mehr auf die Gasse,
als sie muß; bleibt Sonntags meist nach der

Predigt daheim und liest in einem guten Buche. Da dank' ich dem Himmel, daß ich endlich versorgt bin. Aber holla! Auf einmal wird das unverschämte Ding heimlich in meinem Hause Kindbetterin, und ich hatte des Teufels Geschichte. Ja, Manche munkelten gar, als wär' ich der Vater, obschon die Dirne gestand, daß der Schuhlnecht des Nachbarn von seinem Estrich her durch's Tagloch Nachts ins Haus gekrochen war! Ich könnt' ein langes Lied singen davon, was Alles ich erdulden mußte, weil ich keine Frau hatte und zu spät einsah, daß es doch wirklich nicht gut ist, daß der Mensch allein sey! — Aber ich war nun einmal schon zu alt, um noch jung zu thun! — Langeweile war nun meine Hausfrau. Mein Pudel und meine Kaze waren meine einzige Gesellschaft, die einzigen Wesen, die mich liebten. Der Pudel starb vor mir. Die Kaze blieb, weiß nicht, wo? dahinten, und nun fühlt' ich ganz, was es heißt: ohne Liebe leben! — Sterb' ich nun, kein Auge wird naß! Meine Erben werden froh seyn, daß ich tod bin. Lachend, vielleicht aber auch zankend, werden sie mein Bißchen Vermögen theilen. Die Welt aber wird mich vergessen, weil ich nicht einmal Kinder hinterlasse, die meinen Namen erhalten. Ich scheute den Regen und bin ins Dachtrauf gekommen!

N. N.

Der Bote singt:

Ei, Leser, spiegle dich daran!
 Wofür bist du denn sonst ein Mann?
 Trag' mit dem Weibe du Geduld,
 Und der Natur bezahl' die Schuld.
 Es ist doch besser, Zwei als Eins.
 Lieb' ist das Leben unsers Seyns.

Der Glücksbär.

(Siehe die gegenüberstehende Vorstellung.)

Ein guter Freund aus Sibirien schreibt mir eine merkwürdige Begebenheit, die ich meinen Lesern hier wiedererzähle:

Ein dortiger Jäger geht auf die Jagd, und nachdem er lange gelaufen, ohne ein Gewild anzutreffen, kömmt er an einen Berg und erblickt im Schnee Fußstapfen eines Menschen, der vom Berge herab gekommen ist. Lange besteht er sich dieselben und sagt endlich zu sich selber: Das sind die Fußtritte eines Räubers, der vom Berge herab kam. Wenn ich hinaufsteige, so begegne ich ihm wenigstens nicht. Jetzt zieht er seine Schuhe aus, bindet sie verkehrt unter seine Füße, tritt sorgfältig in die Fußstapfen des Räubers und langt so oben am Berge an. Hier findet er eine Laubhütte; vorsichtig lauert er und prüft, ob Jemand darin sey. Es ist die Hütte des Räubers! — Nicht über lang, so merkt er, daß dieser heim kömmt. Trifft er mich an, so bin ich des Todes, oder ich muß ihn zuerst tödten, denkt der Jäger; besser, ich klettere da auf den Baum und verberge mich in den Aesten, so sehe ich, was da werden will. Wirklich, der Räuber kömmt, untersucht Alles genau, und als er nichts Ungewöhnliches erblickt, setzt er sich gerade unter den Baum und fängt an von seinem Raube zu essen, wobei er der Branntweinflasche tapfer zuspricht und die Knochen des Fleisches den Berg herab wirft. Der Jäger im Baume droben denkt: „ich habe eine mit gehacktem Blei geladene Flinte, soll ich den Spitzbuben erschließen? Aber wenn es mir versagt, er hört's — so bin ich verloren!“ Er hält sich also ganz stille.

Als der Räuber gegessen und getrunken

Der Blindbär.



B. 5.

hatte, legte er seine Flinte, seine Pistolen, sein großes Messer neben sich, schnallt seinen ledernen Gurt ab, nimmt noch einen rüchti- gen Schluck aus der Flasche und legt sich hin zum Schlafen. Da denkt der Jäger wieder: „jetzt ist's am besten, ihn tod zu schießen! Aber — einen Feind im Schlafe tödten, nein — das ist abscheulich!“ — Aber jetzt hört er ein Geräusch den Berg herauf kom- men. Es ist ein Bär, der die weggeworfe- nen Knochen aufsucht und in seinem Gebiß zerknackt, wie die Buben einen Lebluchen. Jetzt kömmt er heran, geht zuerst vorsichtig schnüffelnd um den schlafenden Räuber herum; aber auf einmal wirft er sich über ihn her, packt ihn bei der Gurgel und rennt mit ihm Berg ab. Lange hört der Jäger das Nothgeschrei noch aus der Ferne. — Und als er am Morgen von seinem Baume herab- steigt, so nimmt er Alles in Besitz, was der Räuber zurückgelassen hat, und findet im Le- dergurt gar manchen Dukaten.

Des Magisters Panoratii Rotundi geist- reiche Betrachtungen über das Papler.

(Fortsetzung.)

Preisen will ich die Menge deiner Zu- genden, und will beginnen mit deiner ma- nigfaltigen Brauchbarkeit. Du bist aller Welt Diener, ein Diener der Ge- lehrsamkeit und Weisheit aller Fakultäten. Du trägst die tiefgründigen Untersuchungen der Theologen, wie die wort- und wasserrei- chen Erfindungen der Philosophen, — die Galläpfeltinktur der Juristen, wie die süße Milch der Liebesdichter! Vom Rector ma- gnificus bis zum Pedellen, vom Bischof bis zum Dorfküster, vom Professor der Rechts- gelehrsamkeit bis zum Dorfrabulisten, der in

Bronzwinkeln seine Kreuzer unter Brosa- men und Käseräuftelein zusammen wischt, — vom General bis zum Profosen, vom Kaiser bis zum Ofenheizer — Alle, Alle genießen deiner Brauchbarkeit. Und meint die über- kluge Welt, du habest nun ausgedient, und schimpft dich Makulatur, wie froh ist dann über dich der Krämer für seine Packetli und Münzpäckli! und der Erste wie der Letzte da, wo du, nach deinem letzten Dienste, in die Unterwelt befördert wirst.

Eben so rühmlich ist deine unerhörte Geduld. Du trägst Alles und duldest Al- les: des Regenten unkluge Gesetze, des Des- poten Gewaltbefehle, der Zeitungsschreiber Lügen und Schmähungen, der Verliebten treulose Schwüre, der Poeten Luftsprünge, der Gänse Gikack und der Esel Y — A so gut, als Solonische Gesetze, liberale Wirth- hauskoncessionen, moralische Betrachtungen, Ehekontrakte, Schiller'sche Gedichte und klug- ger Leute Gedanken. Man möchte sagen, du treibest eben deine Geduld zu weit, weil du — z. B. in gewissen Zeitungen jedem Narren und Buben deinen Buckel darkehrst. Aber das ist nicht zu verwundern, das ist ein Ueberrest deiner Lumpennatur! Du kannst nichts dafür! Ueberlaß die Verantwortung denen, die dich mißbrauchen.

Eben so rühmlich ist dein Schwe- ren. Zwar bist du darin allerdings kurios. Du dienst jedem Plaudermaul, Jedem, der sich, wär's auch nur mit einem schlechten Zei- tungsartikel, bekannt machen will. Du bist die Posaune, mit der die unermüdlige Legion der Buchmacher, Drucker und Händler ihre eigenen Machwerke des Langen und Bret- ten ausposaunen; und der Marktschreier, Tar- schenspieler, Seiltänzer, Komödianten u. u.; Alle machen durch dich ihre Tausendkünste

bekannt. Darum stehst und klebst du auch an allen Pfeilern, ein Müßiggänger, der mit allen Müßiggängern plaudert. — Aber dennoch bist du verschwiegen. Du sagst doch nur, was du sollst und darfst, und verschweigst das Uebrige; und so diskret sind nicht alle Leute. Niemand vernimmt von dir z. B., welchen Lumpen du deinen Ursprung verdankst. Ei, wie glücklich würden viele L... Leute sich schätzen, wenn Niemand wüßte, wem ihre Kinder angehören! Du trägst, wie obgemeldet, viel schlechtes Zeug in der Welt herum. Aber du sagst nie, wer's gemacht hat, bis sie es selbst sagen! Das würde ein schöner Lärm werden, wenn du alle diejenigen nennen wolltest, die ihre Lügen, Verläumdungen, Bosheiten, Efeleien, Schmähe und Drohbriese, falsche Schriften u. u. dir anvertrauen! Wahrlich! mancher sogenannte Ehrenmann würde anders aussehen, wenn du — nicht schweigen könntest.

Endlich, damit du meine persönliche Dankbarkeit nicht in Zweifel ziehest, was finge ich selber an, ohne dich? Ich, der seine Schreibfeder höher hält, als ein Königscepter; der die Dinte köstlicher findet, als Goldtrinktur, und dem bei deinem Anblick das Herz im Leibe hüpfet, was wäre ich ohne dich? Darum, wenn auch ich mit aller meiner Gelehrsamkeit unberühmt bleibe, nie will ich aufhören, dich zu preisen, du köstliches Produkt schlechter Lumpen! —

Die Merliger sind nicht alle Narren.

Im Schiffe kommen immer allerlei Leute zusammen, und — nicht immer die besten. So sitzt da Einer, der ein anerkannt schlechter Kerl ist, und hängt allen Leuten ein böses Maul an. Und wie er merkt, daß der Hans

ein Merliger ist, so geht's über das Dorf los, und er lacht den Hans einmal über das andere aus, daß er nume vo Merliger sey; das sey eine Schand'. Da sagt endlich der Hans: „es chan wohl syn, daß mir mys Dorf Schand macht, aber du machst dnr Stadt Schand.“ Und da meint der Bote, das letzte sey auf jeden Fall ärger als das erste.

Hoher Werth der Zeit in unsern Tagen.

Wer glücklich in der Welt sein Fortkommen finden will, der muß einen weisen Gebrauch von der Zeit zu machen verstehen. Sie ist der Stoff, aus dem das menschliche Leben gewebt ist; verständig sie benutzt, gewährt sie Mittel zur Ausbildung des Geistes, zur Ergreifung jedes Vortheils und zur Vermehrung unseres Wohlstandes. Allenhalben hat sich die Anzahl der Mitbewerber vermehrt; will man nicht unterliegen, so muß man die Zeit mit Umsicht benutzen. Wer früher aufsteht als andere, der gewinnt an Gesundheit, wie an Glück. Eine Stunde früher als sonst das Bett verlassen, heißt jährlich 15 Tage und 5 Stunden gewinnen. Sind dieß Arbeitstage, so setzen wir uns vor den Langschläfern in großen Vortheil, denn die Zeit ist zum Arbeiten da, sie soll nützlich zugebracht werden; wer jede Stunde weise benutzt, der gewinnt an Wohlstand, wie an Zufriedenheit. Von Jugend auf muß der Mensch an zweckmäßige und nützliche Thätigkeit sich gewöhnen, und wer dieß thut, dem ist Arbeit Lust und Freude. Wer den Geist gehörig ausbildet, der kann nicht müßig gehen; er schafft und wirkt mit Verstand, und läßt seine Zeit nicht ungebraucht verstreichen.

In unsern Tagen ist Alles auf Schnelligkeit und Arbeitsamkeit berechnet. Der Kaufmann muß jetzt innerhalb eines Jahres weit mehr Waaren umsetzen, wenn er dasselbe zu verdienen wünscht, als er vor zwanzig Jahren zu thun brauchte. Der Landmann muß seinen Acker besser anbauen als sonst, wenn er bestehen will. Der Gelehrte muß weit mehr Kenntnisse haben als vormals, aber sie müssen auch gründlich, klar und gemeinnützig seyn. Der Familienvater muß mehr arbeiten und mehr sparen als vormals, wenn er vorwärts kommen will. Die Zeit ist der Stoff oder der Gegenstand, das Ding, aus dem sich Glück und Segen für unsere Tage zusammenfügen lassen. Edel ist das Gold, aber doch edler die Zeit. Mit jenem kaufst du nur irdische, mit dieser aber auch ewige Güter.

Zeit ist es, was wir am meisten brauchen und oft am schlechtesten gebrauchen, wofür wir Alle Rechenschaft geben werden müssen.

Ueber Viehzucht.

Viehmästung.

Es ist eine alte Erfahrung, daß das junge, wie das zu alte Vieh sich nur langsam und mit vieler Mühe mästen läßt. Bei dem erstern geht die ganze Nahrung in das Wachsthum über, das letztere verbraucht dieselbe, um seine erschöpften Kräfte zu ersetzen.

Um gar keine Gefahr zu laufen, verwendet der Pfälzer seine Ochsen höchstens bis zum fünften oder sechsten Jahre zur Arbeit, und die Kühe bis zum selben Jahr zur Zucht. In der Ueberzeugung, daß sie späterhin nur abnehmen würden, stellt er sie alsdann auf

die Mast. Dazu stellt er sie in eigene Ställe, oder in den einfachsten und dunkelsten Theil des Kuhstalles. Es ist von wesentlichem Nutzen für die Mastung, die Ochsen in der ungestörtesten Ruhe und in einer Temperatur von mittlerer und so gleichmäßiger Wärme zu erhalten, als ihre Stallung nur immer zuläßt.

Nahrung.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Thiere, welche viel auf einmal und mit Heißhunger fressen, langsamer zunehmen als diejenigen, welche wenig und oft fressen, besonders wenn ihre Begierde durch Abwechslung der Nahrung rege erhalten wird.

Das Futter für das auf die Mast gestellte Vieh kann nicht zu allen Jahreszeiten das Gleiche seyn. Im Sommer entbehrt man nothwendig jene ergiebigen Wurzelgewächse, die eine so große und schätzbare Aushilfe gewähren. Es ist dieses der ungünstigste Zeitpunkt für die Mastung.

Sie beginnt in dieser Jahreszeit mit dem Abfällen der Gemüse, mit Grünfutter, welches man zur Hälfte mit trockenem von derselben Gattung mischt, z. B. mit Luzerne und rothem Klee. Sobald sich der Anfaß zum Fettwerden zeigt, ersetzt man diese Fütterung durch eine nahrhaftere, d. h. durch Burgundisches Heu oder Mischfutter. Gegen Ende der Mast fügt man trockene Gemüse bei, die man entweder kocht, oder in Wasser weichen läßt. Den Beschluß macht man mit Gerstenmehl.

Berständige Landwirthe wählen daher fast immer die andern neun Monate des Jahres absonderlich zu dieser Spekulation; im Herbst hat man die Blätter der Burgunder

rübe und Erdäpfel im Ueberflusse; im Winter noch überdies die Wurzeln der Burgunderrübe selbst, gelbe Rüben und Pastinaten.

Diese verschiedenen Futtergattungen, nach denen das Vieh sehr begierig ist, erhalten es bei immer gleicher Frekluft. Auch füttert man es fünf bis sechs Mal des Tages, und wechselt dabei jedesmal die Nahrung, zum Beispiel: früh um 5 Uhr, Lüzerne.

Um 8 Uhr: Rüben, in Stücke von der Größe einer Nuß gehackt und mit Spreu gemischt.

Um elf Uhr: Klee.

Um zwei Uhr: in Dunst gekochte und im Wasser zerquetschte Erdäpfel.

Um 5 Uhr: Burgundisch Heu, mit dem Strohmesser in der Länge eines halben Fusses zerschnitten und mit kleingehackten Rüben vermengt.

Um 8 Uhr Abends: gutes Heu, aber ja kein Grummet oder Emd.

Zum Trank: zuweilen bloßes Wasser, gewöhnlicher aber ein Gemisch von Wasser und gut zerrührten Delluchen.

Unter Tags ein wenig Salz (etwa ein Loth), auf Brod gestreut.

Es versteht sich von selbst, daß man diese Vorschriften nicht buchstäblich zu befolgen brauche, und daß man Stunden und Futtergattungen ohne Nachtheil ändern könne. So kann man z. B. statt der Burgunderrübe Pastinaten füttern, und Mischling, Burgundisch Heu und Lüzerne durch gelbe Rüben, Wicken und Klee ersetzen. Die Jahreszeit und die Neigung der Thiere müssen dabei entscheiden. Wesentlich ist nur, daß die Dachsen oft und immer nur wenig auf einmal zu fressen bekommen.

Die immer zunehmende Dicke des Kör-

pers und die Trägheit, mit der sich der Mastochse (Stier) bewegt, sind fast untrügliche Zeichen, daß sich das Ende der Mastung naht. Um sie zu beschließen, giebt man ihm dann früh und Abends Gerstenmehl, mit lauwarmen Wasser abgerührt.

Das Vieh mästet sich im Stalle viel schneller als auf der Weide; das Fett davon ist derber und geschäfter, und die Mastung geht um so viel schneller von Statten, je genauer und verständiger man es pflegt. Es ist daher eine gewisse Ersparung, wenn man sich dabei keine Mühe gereuen läßt, und besonders für die größte Reinlichkeit Sorge trägt.

Wartung des Mastviehes.

Eine ungestörte Ausdünstung trägt allgemein zur Verdauung bei. Man sollte daher in keiner Landwirthschaft versäumen, das Vieh sorgfältig zu reinigen.

Die pfälzischen Landwirthe beobachten bei Wartung ihres Hornviehes die größte Regelmäßigkeit; sie striegeln und bürsten es täglich, nachdem sie zuvor den am Körper klebenden Unrath mit Hilfe eines nassen Schwammes entfernt haben. Geschieht dieses nicht, so übt derselbe einen nachtheiligen Reiz auf die Haut; die Haare fallen aus, zuweilen bilden sich sogar Geschwüre, und man darf fragen, wie das arme Thier, das zur Mast einer völligen Ruhe bedarf, zunehmen soll, wenn es durch beständiges Jucken ermüdet wird?! —

Jeden Morgen wird der Mist aus dem Stalle gezogen, hierauf der Stall rein gekehrt und mit frischer Streue versehen. Bald überdeckt sich auch diese von Neuem mit Unflath, und das Vieh wäre in Kurzem wieder besudelt, wenn nicht Sorge getragen

würde, den Stall von Zeit zu Zeit mit kurz geschnittenem Stroh zu überdecken.

Man kann es nicht oft genug wiederholen: die Reinlichkeit ist ein Bedürfnis für die Thiere, und besonders für die zu mästen. Durch Reinlichkeit und öfteres Lüften der Ställe ist man im Stande, die Mache theile der Bauart vieler derselben, die entweder zu tief liegen, oder zu dumpfig sind, wenn nicht ganz aufzuheben, doch zum Theil gut zu machen.

Düngung der Wiesen.

Ruß, Urin, Hühner- und Taubenmist, Asche, Kehricht, Strafenkoth und Ausschutt sind für kalte und feuchte Wiesen eine vortreffliche Düngung. Fetter und halbfaulter Dünger hingegen sagt vorzüglich guten und hochgelegenen Matten zu.

Auf den rothen Klee, die Luzerne und die Esparsette ist das Bestreuen mit Gyps von dem wohlthätigsten Einflusse. Man gebraucht hiezu sowohl rohen als gebrannten Gyps: wichtig ist nur, daß er fein gemahlen sey. Er muß sich stark an die Blätter legen, und daher bei starkem Thau in stiller, heiterer Nacht ausgestreut werden. Beim Ausstreuen muß man darauf sehen, daß ihn weder Regengüsse abspülen, noch Winde abwehen können. Noch besser ist's, wenn man denselben zur Hälfte mit Ruß austreut, besonders auf Klee und Hülsenfrüchte. Die Menge richtet sich nach der Bodenart; hat derselbe wenig oder gar keine Kalkerde, Mergel oder Säure, so ist vortrefflich, auf die Fuchart 9 — 10 Viertel. — Auf jungem Klee ist das Gypsen am besten auf das Dreiblatt, wenn nämlich sich die ersten Dreiblätter zeigen. Der Kunstgyps hat die nämliche Wirkung, wie der natürliche; man bereitet

diesen, wenn man Kalksteine mit Wasser, worin Schwefelsäure gemischt ist, überschüttet. Die beiden Flüssigkeiten muß man wohl mit einander mengen, da letztere schwerer als erstere ist, und zwar im Verhältniß, wie 18 zu 10.

Niklaus Thut von Zofingen, der tapfre Fährdrich.

(Siehe nebenstehende Zeichnung.)

Als Herzog Leopold von Oesterreich im Jahr 1386 das Städtchen Sempach, welches sich unter den Schutz von Luzern begeben hatte, deswegen züchtigen wollte, zog er mit einem wohl ausgerüsteten Heere von Reiterei und Fußvolk aus dem Aargau durch die freien Aemter vor die Mauern der Stadt Sempach. Sein Heer bestand größtentheils aus vornehmen adelichen Herren, Grafen und Rittern, wie auch aus der mit ihm damals verbündeten Städten Aarau, Zofingen u. s. w. zugesandten Mannschaft. Wie die Luzerner den Plan des Herzogs erfuhren, schickten sie eilig eine Besatzung nach Sempach, und mahnten sogleich alle Eidsgenossen zum Aufbruch. Schultheiß Petermann von Gundeldingen von Luzern hatte den Oberbefehl der Schweizer, und führte dieselben vor den Wald bei Sempach dem Herzog gegenüber. Wie Leopold die Eidgenossen gewahrte, ließ er die Reiterei abziehen und bildete die Schlachtordnung, indem er mit seinen geharnischten und mit langen Spießen bewaffneten Rittern den Schweizern eine undurchdringliche Fronte entgegensezte. Die Eidsgenossen stürzten nach einem kurzen Schlachtaber muthig auf den Feind. Aber sie vermochten nicht, seine Reihen zu sprengen, und schon bei sechzig Schweizer lagen, von den langen feindlichen Spießen durchbohret, auf dem Boden; da rief ein Mann aus dem

Niklaus Thut von Zofingen, der tapfre Fährdrich

Niklaus Thut von Zosingen, der tapfere Fährdrich.



Land Unterwalden, Arnold von Winkelried, mit starker Stimme zu den Seinigen: „Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen; gedenkt meiner Frau und Kinder!“ ergriff sodann mit starken Armen eine Menge feindlicher Spleße, drückte dieselben, von ihnen durchbohrt, zu Boden; die Eidgenossen brangen sodann hastig über seinen Leichnam in die feindlichen Reihen, und schlugen dergestalt auf die Feinde, daß sie auf allen Seiten auseinander wichen. Die Schweizer richteten jetzt eine furchtbare Niederlage an. Die Blüthe des österreichischen Adels sank unter ihren gewaltigen Streitärten fast ganz dahin, und viele Panner wurden erobert. Als aber auch der stolze Herzog und bald darauf das Hauptpanner von Oesterreich fiel, so suchte dann Jeder sein Leben in schneller Flucht zu retten; und die Feinde überließen das Schlachtfeld mit Allem den siegenden Eidgenossen. Niklaus Thut, Schultheiß der Stadt Zofingen aber, welcher schwer verwundet unter den Erschlagenen da lag, wollte, mit dem Tode ringend, die Schmach nicht, daß das ihm von seinen Bürgern anvertraute Panner in die Hände der Sieger gerathe; raffte daher seine letzte Kraft zusammen, und riß das seidene Tuch vom Stocke und in Stücken, schob es in den Mund, und den Stock ergriff er zwischen die Zähne. So fand man den wackern Helden auf der Wahlstadt liegen, indem er noch im Tode für die Ehre seiner Stadt bedacht gewesen. Von diesem an ließen die Zofinger ihre Schultheißen schwören, ihr Stadtpanner so zu hüten, wie Niklaus Thut es gethan.

Der Wächter.

's ist da in einer kleinen Stadt, die gar groß thut, Einer, der sich zum Wächter an-

erboten hat und angenommen wurde; war gut, denn mit seiner Nase reicht er weit hinaus, und riecht die Feinde von weitem. Mit seinen Ohren hört er sogar das Gras wachsen; 's ist ein ganz kapitaler Wächter, obschon er keine Kapitalien hat; denn, wie war' er sonst der Wächter? Eine Stimme hat er — sapperloth! man hört sie aller Orten, im Wirthshaus wie im Schulhaus, zu oberst und zu unterst in der Stadt. Er braucht auch seinen Spruch nicht so einsältig anzufangen, wie die gewöhnlichen Wächter, mit: „höret, was ich euch will sagen!“ Denn sobald er's Maul aufthut, so machen eine Menge ehrsammer Bürger J—a! Kurz, es ist ein Wächter ohne Gleichen. — Aber es ist dem Extrawächter auch manchmal ein Extraspas begegnet. Er kriegte zu Zeiten einen Nebel vor die Augen, zumal wenn er so gerührt war, daß ihm die Thränen in die Strümpfe herabliesen. Da ist's ihm denn wohl auch begegnet, daß er „Furio! Furio!“ schrie; und wenn die Leute zusammenliefen, war's ein Stücklein Scheinholz, oder einmal gar nur eine Kaze mit feurigen Augen.

So ist's dem Boten überschrieben worden; und er kann sich nicht enthalten, dem Extrawächter, den er übrigens nicht zu kennen begehrt, eine freundliche Warnung zuzurufen: „Mach' doch nicht so viel Lärm um nichts!“

Anleitung zu einer häuslichen Buchhaltung.

In unserm letzten Jahrgange steht bereits schon etwas über diesen Artikel; man beschränkte sich indeß auf eine oberflächliche Anzeige, was ein gutes Hausbuch wesentlich enthalte und welchen Zweck es im Allgemeinen habe. Es dürfte indeß vielleicht Man-

dem, der jene Anweisung nicht gelesen — oder wenn es wirklich der Fall seyn sollte — dennoch nicht unwillkommen werden, über diesen so wichtigen Gegenstand nähere anschauliche Belehrung in diesem Volksbuche zu finden.

Hier folgt nun eine Wiederholung des bereits Gesagten in etwas veränderter Gestalt, nebst den nöthig gefundenen Zusätzen zu einer häuslichen Buchhaltung.

Eine Buchhaltung führen heißt: eine genaue Rechnung halten über Vermögen und Schulden, Einnahmen und Ausgeben. Hier gilt vorzüglich die Regel, daß man jede Sache sogleich in guter Ordnung aufschreibe und nie aufschiebe, nichts auslasse, die Bücher richtig paginire und die Zahlen deutlich unter einander setze. Die bei einer häuslichen Buchhaltung vorkommenden Bücher können folgende seyn: das Hausbuch, das Zinsbuch, der Handrodel, das Kassabuch, das Inventarium und das Haushaltungsbuch.

Das Hausbuch.

Dieses Buch muß nach den bestehenden Gesetzen eingebunden, die Blätter mit Zahlen bezeichnet, und nach der Ordnung und Folge der Zeit, mit Bezeichnung des Tags und Jahrs der einzelnen Verhandlungen, geführt seyn, auch keine Einschaltungen, noch verdächtige Zwischenräume (leeren Platz) enthalten, und den Grund der Ansprache, nämlich wofür, laut was man etwas zu fordern habe oder schuldig sey, in sich fassen.

In diesem Buch, das mit einem Register: oder Namensverzeichnis nach der Ordnung des ABC, nebst Anmerkung der Seitenzahl, wo der Schuldner oder Ansprecher im Buche verzeichnet, versehen

ist, eröffnet man Jedem, mit dem man in irgend einem Verkehre steht, dem man etwas schuldig ist, oder an dem man etwas zu fordern hat, einen Konto mit Soll und Haben.

Schuldner oder Debitor ist Jeder, der mir etwas schuldig ist; welche Ansprache ins Soll verzeichnet werden muß.

Gläubiger oder Kreditor heißt der, von dem ich etwas empfangen habe; welches als Schuld ins Haben eingeschrieben wird. Es muß hierbei jedoch deutlich gesagt werden, daß Jeder auf mein Haben gebracht werden muß, der mir etwas selbst an Bezahlung einer Schuld geliefert oder gegeben hat, es sey in Geld oder Natura, wie es nachstehendes Exempel deutlicher zeigen wird.

Ferner können bei Führung eines Hausbuchs noch folgende Fälle vorkommen und hierbei zu erklären seyn:

1. Die Saldirung einer Rechnung. Eine Rechnung saldiren heißt: solche ausgleichen oder abschließen. Man summirt Soll und Haben auf einem Blatt zusammen, zieht die kleine Summe von der größern ab, und das, was einem Theil zu gut kommt, heißt der Saldo, und wird entweder saldirte, d. h. bezahlt, oder pro Saldo auf neue Rechnung getragen.

2. Der Rechnungstransport. Eine Rechnung transportiren heißt: das Soll und Haben eines Konto, welcher aus Mangel an Platz nicht auf der nämlichen Seite fortgesetzt werden kann, zusammen addiren und beide Summen auf eine neue Seite als Transport oder Uebertrag bringen.

3. Der Rechnungskonto. Skontiren heißt: für die zu früh geleistete Zahlung den Zins oder Skonto anrechnen.

Buchhaltung.

Gewöhnlich wird für jeden Monat, so man vor der Verfallzeit zahlt, $\frac{1}{2}$ vom Hundert als Skonto (Diskonto, Abzug, Rabatt) abgezogen.

Der geneigte Leser findet demnach hier ein paar Formulare oder Muster zur Führung eines Hausbuchs. Das Fehlende wird wahrscheinlicher Weise, insofern Zeit und Umstände es erlauben, künfriges Jahr nachfolgen.

Formular.

Kaspar Wenger, Krämer in N.

1835.
Jan. 1. Für 28 $\frac{1}{2}$ Maß Rebbsöl à B $\frac{h}{2}$. 6 $\frac{1}{2}$ geliefert laut Brief vom 27. Dezbr. 1834 . . .
— 23. Für 72 $\frac{1}{2}$ Ellen Halblein à B $\frac{h}{2}$. 9 $\frac{1}{2}$. . .
— 28. „ 8 $\frac{1}{2}$ Mütt Dinkel à B $\frac{h}{2}$. 79 . . .
— — „ 14 Maß Roggen à B $\frac{h}{2}$. 9. Kr. 1 . . .
Horn. 14. An Saldo kommt mir zu gut . . .

Kassabuch. Fol.	Soll.			Haben.		
	Fr.	B $\frac{h}{2}$.	Kp.	Fr.	B $\frac{h}{2}$.	Kp.
	18	5	2 $\frac{1}{2}$			
	67	1	5	68	8	7 $\frac{1}{2}$
	12	9	5			
	98	6	2 $\frac{1}{2}$	29	7	5
				98	6	2 $\frac{1}{2}$

Formular (Empfangschein oder Quittung).

1. Von Wendicht Kunz zu N. erhalte heute, den 1. Juni 1831, den laut Obligation auf dato verfallenen ersten Zins von Kapital Fr. 71. B $\frac{h}{2}$. 7. Kp. 5. à 4 Prozent mit Fr. 2. B $\frac{h}{2}$. 8. Kp. 2 $\frac{1}{2}$; bezeugt quittanzlich

Jakob Berger.

2. Von Abraham Kunz zu N. erkenne mich, für ein demselben verkaufte braunes Stutenpferd erhalten zu haben, den Kaufpreis in Baar von 12 $\frac{1}{2}$ Dublonen oder 200 Schweizerfranken Valor; bezeugt quittanzlich in N. den 15. April 1836

Peter Bracher.

Das war ein lustiger Spas.

Als der Kaiser Joseph der II. durch Deutschland reiste, machte ein Edelmann in Schwaben einen lustigen Spas. Er ließ Alles thun, um seinem Landgute das Ansehn eines Wirthshauses zu geben; er veranstaltete alles, was zu einer guten Bewirthung

nöthig war, und dressirte seine Leute zur Aufwartung. Der Kaiser, unter dem Namen Graf Falkenstein, kommt an, ist mit der Bewirthung sehr wohl zufrieden, und als er mit Postpferden abreisen will, findet er Pferde und Wagen über alle Erwartung gut. So wie er einsteigt, kommt der Postillion in schlechter Uniform, mit schmutzigen Stiefeln, und fährt, als ob ihn der Wind triebe, bis zur nächsten Poststation. „Hör', Schwager,“ sagt der Kaiser, „du fährst sehr gut! da hast ein Trinkgeld. Aber willst du mich nicht noch eine Station fahren?“ — „Na! warum nicht?“ sagt der Postillion. „Nun so trink' eins und dann reisen wir weiter.“ — „Ich kann auch zwei trinken,“ sagt der Postillion. Man bringt Wein, der Postillion trinkt höflich Gesundheit. Man sieht auf und hui fort, wie der Wind. Angelangt auf der Station, kriegt der Postillion eine Hand voll Dukaten zum Trinkgeld, und sagt: Na! i will's schau nehma ungezählt. Und fort ist et. — „So gut bin ich noch nie gefahren worden,“ sagt der Kaiser, „und solchen Postillion habe ich

noch nie gehabt.“ — „Glaub's wohl,“ sagt der Postmeister, „das war unser gnädige Herr selber!“

Etwas über Namen.

Jeder unter uns bringt einen Namen mit sich auf die Welt, den Namen der Familie, zu welcher sein Vater gehört. Da nun aber nicht nur diese Familien oft sehr groß, die Geschlechter sehr zahlreich, sondern im nämlichen Hause oft mehrere Kinder sind, so giebt man jedem Einzelnen noch einen besondern Namen; und da dieser dem Kinde in der Taufe beilegt wird, so heißt er der Taufname. Hierin machen nun die Aeltern mehrere Fehler. Erstlich, wenn sie zweien ihrer Kinder gleiche Taufnamen beilegen, z. B. Hans und Johannes, Maret und Mariane, Eisi und Elisabeth u. s. f. — Zum andern, wenn sie willkürlich den ersten, im Taufbuche eingeschriebenen Namen verlassen, und das Kind mit einem andern benennen. Drittens, wenn sie einem Kinde drei oder gar vier Taufnamen beilegen; durch welches alles nichts als Verwirrung, ja vielleicht Prozesse angerichtet werden.

Die ältesten solcher Namen sind die aus dem alten Testament, und sie sind darum merkwürdig, weil jeder seine besondere Bedeutung hat, wie auch die alten, noch viel späteren, deutschen Namen: Gotthold, Gottfried, Friederich, Fürchtegott u. s. f. — So finden sich im alten Testament z. B. folgende: Abda, d. i. Knecht; Abdeel, Gottes Knecht; Abednego, Knecht des hellen Feuers; Abigail, Freude des Vaters; Barnabas, Sohn des Trostes; Benjamin, der rechte Sohn. — Der Bote meint: ein solcher Name, bei dem man etwas

Vernünftiges denken kann, wäre doch immer gescheider, als wenn manche nur nach fremden, ganz ungewöhnlichen Namen haschen, die nichts bedeuten, oder deren Bedeutung man nicht versteht, wie jener Vater, der sein Kind zur Taufe angab, und auf die Frage: wie es heißen solle? antwortete: „Eh! Herr Predikant! Es hat mir i der ganze Bli bli lei Name besser gefalle, als Beljobub!“

Eine Frage hierüber.

Wäre es nicht am besten, wenn doch die Kinder mehr als einen Taufnamen haben müssen, die Söhne trügen alle den Taufnamen des Vaters und dann noch einen zum Unterschied? Zum Beispiel: ein Vater heißt Johann, so nennte er etwa den ersten Sohn Johann Samuel; den andern Johann Rudolph; den dritten Johann Emanuel u. s. f. — Nun nennte in der Folge der erste Sohn alle seine Söhne Samuel, und noch einen Beinamen, z. B. Samuel Friedrich, Samuel Emanuel u. s. f. So wüßte man in weitläufigen Geschlechtern immer sogleich, wessen Sohn etner gewesen wäre. Die genaue Bezeichnung ist ja die Hauptsache, alles Andere sind unbedeutende Nebensachen.

Gute List.

Ein gelehrter Herr kömmt einmal so um Mittag in ein Dorf, geht ins Wirthshaus und wartet bis er weiter fahren kann. Aber die Stube ist voll betrunkenen Bauern, die schreien, lärmern, fluchen, und mein Herr findet keinen ruhigen Winkel, wo er indessen lesen könnte. Hätte er gute Worte gegeben, er hätte von den Betrunkenen schlechte dafür

wieder erhalten. Jetzt braucht er eine List, die völlig gelingt. Er fordert ein Glas Wasser und ein Stück Kreide, macht einen großen Kreis auf den Tisch und allerlei Zeichen und Kreuze, legt sein Messer links, stellt ein Glas rechts daneben, in den Kreis aber das lateinische Buch, und fängt an überlaut zu lesen. Jetzt sehn die Bauern sich verwundert an, halten den Fremden für einen Hexenmeister, werden stille, und einer nach dem andern schleicht sich fort, wie die Käse aus dem Tausenbause. So liest der Herr ruhig fort, und hat die List mehr geholfen, als Vernunft und Gewalt geholfen hätten. Merk' der Leser: — es ist aber nicht jede List so unschuldig!

Abgetrumpft.

In einem Schauspielhause sitzt ein Herr hinter einem hübschen Frauenzimmer, und schwagt ihr allerlei abgeschmacktes Zeug in die Ohren, so daß sie immer durch ihn gestört wird. Unwillig sagt sie endlich: „Herr! lassen Sie mich in Ruhe!“ — „Hoh! hoh!“ ruft er, „fressen Sie mich nur nicht etwa!“ Da sagt das Frauenzimmer gar freundlich: „Das habt ihr nicht zu fürchten, mein schöner Herr; denn ich bin eine Jüdin!“ Merks: die zudringlichen Leute sind nirgends gerne gesehen; und wer die Nase überall zu vor derst hat, dem wird leicht etwas drauf.

Der sieben Schwaben Heldenkampf.

(Siehe die Abbildung.)

Herbei, ihr Christenleut! Groß Wunder sollt ihr sehen!
Ein Wunder, das vorlängst im Schwabenland geschehen.

Ein Wunder der Natur, voll Grausen und Entsetzen,
Wird in Erstaunen euch und in Bewundrung sehen.
Denn ich erzähl' euch hier, wie sieben tapfre Schwaben
Ein gräßlich Ungeheu'r muthvoll bekämpfet haben.

Weit kommt vom Wirthshaus her, voll ernstlicher Gedanken.
Auf einmal fangen an die Bäum' umher zu wanken.
Die Rabisköpf' im Feld, die tanzen in die Runde.
Es rauscht in Laub und Gras, wie in der Geisterstunde!
Da auf einmal erhebt — mir zittern noch die Beine,
Wenn ich denk', was geschah im hellen Vollmondscheine.

Da auf einmal erhebt — Weit sieht es an mit Grauen —
Ein gräßlich Ungeheu'r mit Hörnern und mit Klauen;
Es hebt sich hoch empor, als wollt' es auf ihn springen,
Und ihn mit Haut und Haar zum Abendbrod verschlingen.
Welt sträubet sich das Haar! Doch wagt er voll Entsetzen,
Als bald als tapfer Held sich in die Flucht zu sehen.

Daheim erzählt er nun, was Alles er gesehen:
Wie um das Unthier her zwei lange Flüg'el wehen;
Am Kopfe steht ein Kamm, und hinten eine Mähne,

Die sieben Schwaben.



Der Rachen klastertweit, bluttriefend und voll Zähne.
Kurzum, ein Ungeheu'r! — Doch zittern nicht die Schwaben,
Weil sie ein Schwabenherz in ihrem Leibe haben.

Des Städtchens weiser Rath wird also bald versammelt,
Das Thor wohl zugemacht und innen fest verrammelt;
Die Mauern wohl besetzt mit tapfern Bürgerwachen,
Derweil der Helden mehr des Städtchens Kunde machen.
Und nun in sicherer Ruh berathen jene Herren,
Wie wohl dem Ungeheu'r der Eintritt zu verwehren?

Der Schulz sagt: „Wenn das Thier uns lange hier belagert,
So giebt es Hungersnoth, daß männiglich abmagert.
„Drum soll die Reichsarmee —“ Ach nein! Das geht zu lange!
Wohl besser, daß das Thier man mit dem Fischgarn fange.
Nein! Fordert ihr vom Papst des Drachen Bann und Fluch.
So rath man hin und her, bald den, bald den Versuch.

Da springt ein tapftrer Held hoch auf von seinem Sitze,
Und schreit: „Schämt euch, ihr Herrn, mit euerm feigen Wize!
„Auf! laßt uns Helden sehn! Auf! greifet zu den Waffen!
„Im Heldenkampf laßt uns das Thier mit Tod bestrafen.

„Und ist der Drach' besiegt, so zeig' er sich im Bilde
„Zu Ruhm und Preis der Stadt in unserm Wappenschild.“

Der Heldenmuth steckt an. Sechs tapfre Männer treten
Dem kühnen Helden bei. Behängt mit Amuletten*),
Mit Salz im Hosensack, Gesangbuch in der Tasche,
Und — denk zum Wundverband? — mit voller Brantweinflasche,
Ziehn so die Sieben aus, mit wunderlangem Speere,
Mit Schwert und Dolch gerüst' zum Angriff und zur Wehre.

Doch weil Bescheidenheit stets war der Helden Tugend,
So maßt auch Keiner hier sich an die erste Würde.
Voran am langen Spieß will Keiner je kund gehen.
Herr Schulz der bittet ab; Weit will da hinten stehen,
So alle andern auch, denn alle sind bescheiden,
Und so muß denn zuletzt das Loos den Rang entscheiden.

Seht hin! Da ziehn sie aus, dem Ungethüm entgegen.
Den langen Spieß erfaßt ein jeder, und verweg
Gehr's auf das Unthier los! Mit Zittern und mit Beben
Denkt jeder: jetzt! ach jetzt wird sich der Drach' erheben.

*) Bündel gegen Ungeheuer und Hegenwerch.

Helft, alle Heiligen! Jetzt rührt es sich im Grase!
Jetzt bäumt es sich empor! Huhu! Es ist — ein Hase.

Und weil denn so die tapfern Schwaben Den Heldenkampf bestanden haben,
So wird von Alten und von Jungen Der Schwaben Herz und Muth besungen.

Der Schweizer Heldenkampf.

(Gegenstück zum Vorigen.)

Es möchte aber der Schwaben Heldenruhm manchem Schweizer böses Blut machen, zumal auch er ein Held zu seyn ver meint. So will denn der Bote zu Lob und Preis des nagelneusten Schweizer-Heldenmuthes eine ähnliche große That erzählen. — In das große Dorf M. . . das wie der Vogel Phönix aus der Asche seiner Zeit viel schöner erstanden ist, und auch in der Zeitgeschichte als ein Phönix erscheint, kömmt Hans athemlos gelaufen und schreit von weitem: „Herr Jemers! Herr Jemers! Was han i g'seh! Es lyt en erschrockeltige Länge Wurm, wie ne Bindbaum, in uler Matte. Aber er ist schwarze und ganz gharige, wie ne Bär! — Chömit! chömit cho luege!“ Ohne lange Berathung greift Alles zu den Waffen. Karst und Haue, Sense und Dreschfegel werden erhoben, und die Schaar zieht aus zu Kampf und Sieg. Hui! da ist der Wurm! Schwarzbraun — schaut, er bewegt sich. Zugeschlagen! Einer wagt's, aber der Wurm bewegt sich nur desto mehr. Jetzt wird das Thier förmlich gedroschen, wie eine Strohburde. Auf einmal schreit Einer: „halt! das chönt uf my See der Stollwurm sy, wo sie j Bern uf der

„Biblibet scho lang gern hätte. Heit Sorg!
„verderbit ne nit! Das git es gur's Treichgeld.“ — Jetzt wird das Thier bedachtsam aufgehoben, besehen, bewundert. „Aber was' ist's ächt? Mir wei z'erst der Herr Pfarrer frage!“ — Und was fand der? Einen langen, runden Pelz, wie die Frauen ihn um den Hals wickeln, und — den seine Frau verloren hatte!

Merks: wenn man ohne Furcht, Aberglauben und Grausen dergleichen Dinge untersucht, man würde sich manchen Spott ersparen.

Er hat recht.

Bei einem Schullehrer: Examen fragte Jemand: „Welches ist die beste Methode?“ Da meinte nun Einer: die gleichzeitige; ein Anderer die gegenfeitige, und so ward viel darüber gesprochen. Endlich fragte man einen alten Schulmeister, der bisher ganz geschwiegen hatte: was meiner ihr, Hans, welches ist die beste Methode? — Er sprach: „Mi dächt, die syg die best, wont cha!“ Und er hatte wohl recht. Denn, sey deine Methode noch so gut, und du kannst sie nicht, bist ihrer nicht ganz Meister, so schaffst du doch nichts Gutes. Merks: das Kleid iste nicht, sondern der Mensch, der im Kleide steckt! Die Methode ist nichts, der Geist muß sie lebendig machen.

Eine Aufgabe.

Du giebst deinen Schulkindern auf: mach mir einen Aufsatz über den Unterscheid zwischen: wissen, verstehen und bedenken. Und wenn der Schulmeister sich selbst dann prüft, ob er Alles kann, was er

verstehet, und ob er Alles versteht, was er etwa weiß, so möchte er viel darob lernen; und Mancher möchte vom hohen Ross herabsteigen und beten: Gott sey mir armen Sünder gnädig! —

O wetsch!

Der Joggeli weiß, daß er ein böses Weib hat, und fürchtet sich darum und giebt gute Wort', und das ist das Beste. Aber es gerathet ihm nicht immer. Da hat er einmal im Wirthshaus kurzweilige Gesellschaft gefunden und sich zu lange versäumt. Nun weiß er wohl, daß wenn er spät heimkommt, allemal Wetter im Hause, wenn auch nicht im Kalender ist. Richtig! Als er anklopft, ruft die Frau während dem Aufmachen: „Ach! gang zum Teufel, du Hudel!“ Und Joggeli hat's nicht verstanden und sagt: „Da bin i ja scho!“ Aber waps hat er eine Ohrfeige, daß er meinte, er müßte seinen Kopf im Ghüderkratte suchen. — O wetsch, Joggeli! —

Der Allergattig = Hans.

Unter den bisher verborgenen Notabilitäten und Intelligenzen, welche durch die Revolution zu Tage und an's Licht gefördert wurden, war auch der Hans N—. Er ward an Einem Tage zu mancher Ehrenstelle gefördert. Am nächsten Jahrmarkt geht er auf B—, trifft einen guten Bekannten und fragt: „Warum bist du lezt hin nicht an die Gemeinde gekommen? Weißt du, wie es gegangen ist? Já! Es ist gar gut gange: i bi aller Gattig worde!“ Seither heißt er: der Allergattig: Hans. — Der Bote hat bis jetzt noch

nicht vernehmen können, wie viel von dem Allergattig der Hans versteht.

Die versteht's.

Jungfer Elise ist sehr gebildet, und bildet sich immer weiter. Bis spät in die Nacht liest sie Romane, und fängt am frühen Morgen, das heißt um 9 Uhr, wieder an. Diese Lesesucht hat sogar ihr Schooßhündchen ergriffen. Auch dieses wollte die Herrlichkeit der Romanenwelt studiren, blätterte auf seine Weise im Walter Scott, und — wie's nun geht — vor lauter Wisbegierde zerriß Mimi mehrere Blätter mit den Zähnen! Wie erschrack Elise, als sie den Schaden erblickte! Auf der Stelle schickt sie die Magd mit dem verdorbenen Buche zum Buchbinder, und bittet diesen, er soll doch hurtig andere Blätter drein machen, sie wolle drauf warten!! —

Ein Stücklein von einem betrunkenen Soldaten.

In Wien ist's geschehen, daß ein betrunkenener Soldat in einem Straßenablauf lag. Ein Offizier kommt dazu, flucht ihm ein Dukend Donnerwetter über den Hals und heißt ihn heimgehn. „Sehn's mal, Herr Leutnant,“ sagt der Soldat, „alleweil läuft die Stadt um mich herum. Da wart ich nun, bis die Kaserne kommt, dann will ich flugs hinein huschen.“

Merks: Fluchen ist so gut ein Laster, als Sausen. Und — mit Fluchen wird ein Betrunkenener nicht nüchtern.

Ein dito von einem betrunkenen Offizier.

In Berlin ist's geschehen, daß ein Offizier betrunken nach Hause schwankte, endlich

an einem Hause niedersank und steif und fest meint, er sey daheim. Da streckt er ein Bein in die Höhe und ruft: „Peter, zieh mir die Stiefel aus!“ Gleich war ein dienstbarer Geist bei der Hand, obschon er nicht Peter hieß, zog ihm die Stiefeln aus und dachte: das ist gewonnen! Die Stiefeln hat der Herr nicht wiedergesehn. Wenn er aber darum nachher keinen Kausch mehr getrunken hat, so ist er wohlfeil klug geworden. —

Wer hat Recht?

Da spaziert ein junger Mann in herrischer Kleidung mit stolzen Schritten die Wirthsstube auf und ab, disputirt mit allen Leuten, und sein erstes Wort ist immer: ich weiß das! Und das letzte: ich weiß das besser! Zuletzt waren die Gäste des Einbildischen überdrüssig, und Niemand mochte ihm mehr antworten. Da geräth er an den Boten, der ruhig sein Schöppllein trinkt neben dem Ofen. Und der Bote schweigt auch, und lange. Als aber der Bursche unverschämt wird und sogar Esel feil hat, wird's dem Boten auch zu gut, und er sagt: höret, junger Herr! Ihr seyd ein gelehrter Herr, und wisset Alles, und Alles besser, als andre Leute! Aber nichts für ungut, junger Herr, gelehrter Herr! etwas wisset ihr doch nicht, und das weiß ich, und besser, als ihr. Jetzt ward das Männlein roth, wie ein Welschhahn, wenn man ihm pfeift, und wollte wissen, was das wäre? Aber der Bote sagt: verzeiht, junger Herr, gelehrter Herr! Etwas, das ihr nicht wisset, muß wohl eine löstliche Wahrheit seyn; und werd' ich sie euch nicht sagen, oder ihr bezahlt mir mein Schöppllein. Und damit ihr überzeugt sehet,

daß es Wahrheit sey, so sollen die Anwesenden darüber zeugen. Und als sie des Handels einig waren, sagte der Bote: ich bin ein Esel, und weiß es; denn ihr, junger Herr, gelehrter Herr, habt mir's gesagt. Ihr aber wisset nicht, daß ihr einer seyd, und — so weiß ich doch mehr, als ihr! Da stand der Herr und wußte nicht, ist's gehauen, oder gestochen! Aber die Andern lachten und sagten: es ist mein Sex wahr!

Ein wunderschöner Liebesbrief.

Mein lieber herztufliger Schatz!

Ich dau dir schreiben ein schönes Gsätz
Von miner Liebt, das isch wahr,
Myn Babeli zum neue Jahr:
Ich dau dich myn Lebttag niemals vergessen,
Und möcht' dich vor Liebt fressen.
Und soviel Blatt sind am Kriesibaum,
Kunt mir Babeli hingerfür im Traum;
Un in dem Wald und uf dem Feld
Babelt geng mir von alle Meittli am beste
gselt.

O myn herztufliger Schatz!

Hätt' ich doch by dir minen Plaz!
Ig wet dich gern i d' Kilsche führe
Und mich vom Pfarrer lassen knuboliren.
Und wotst du mir ein Antwort schriben,
Das ich dir soll dreu blyben.
Du kennst mich wohl, myn Namen ist
nit geschriben,
Er ist mir im Zintehus blibe.

N. N. zu Dausigmalen.

Gans und Nachtigall.

Einst sprach die Gans zur Nachtigall:
Man lobt und preist dich überall,
Wo deine schönen Lieder schallen!

Nur Eins will mir nicht recht gefallen,
Und hoffentlich giebst du's selbst zu:
Der Distelfink ist schöner doch als du.
Gut, sprach die Nachtigall, ich höre
Gar willig jede gute Lehre.
Doch will die Gans mein Lehrer seyn,
So sag ich: nein.

Er hat recht.

Ein armer Tagelöhner hat einen angesehenen Mann zum Gevatter für seinen Sohn, und wollte ihm des Göttis Namen beilegen. Nun, sagte dieser, ich heiße Wolfgang! Da stuzte der Vater: Wolfgang! Das isch nadisch wunderbar. Aber däch doch, es syg besser, Wolfgang, als Wolfchum! —

Rücksprache des Boten mit seinen Lesern.

Daß wir, meine Herren und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, einander nicht persönlich kennen, das ist eher gut, als böse. Aber daß wir einander nicht immer recht verstehen, das ist nur böse und nicht gut. Wo ihr mich nicht versteht, das will ich euch sagen. Sagt mir denn auch, wo ich euch nicht verstehe! — Vorerst meint ihr: der Bote ist der Hans Narr für's ganze Land! Aber — fehlgeschossen! Ich will etwas Besseres seyn, als euer Narr! Den Scherz und das Lachen bring' ich wohl mit, wie das Salz zur Suppe. Aber Anken und Mehl sind doch zur Nahrung da; und so wollt' ich Verstand, Rath und Warnung durch den Spas nur genießbarer machen. —

Ihr meint: der Bote soll alle die geiseln, die wir ihm übergeben! — Uebermal irrig. Was mir gesendet wird, ist so oft nur Privatsache, woran Andere keinen Theil nehmen können; ist oft nur Neid, Mißgunst u. dgl.; und ich erkläre rund heraus, das Werkzeug eurer feindseligen Leidenschaften will ich nicht seyn! — Ihr meint: in den Kalender gehört lauter dummes und schlechtes Zeug! Noch einmal irrig! Der Kalender sollte ein nütliches Buch seyn für denjenigen Theil des Volkes, der wenig oder nichts Anderes liest, als den Kalender. Wollt ihr aber diese Menschen nur mit Trebern abspeisen? Ich nicht! Gebt ihr mir lieber Bericht über kluge, rechtschaffene Thaten, nützliche Einrichtungen u. dgl., — das nützt, und erzürnt Niemanden. Ihr meint: für den Boten ist Alles gut genug! Und so wird mir noch hier und da mit der Saukelle angerichtet. Wollte ich dergleichen aufnehmen, ich müßte vor der Welt mich schämen. Also nicht den Weg, meine Leser! Wenn ihr meinen Kalender in allen seinen Jahrgängen — ohne Vorurtheil, daß es nur der Kalender ist — prüfen wollt, so werdet ihr gestehen müssen, daß der Bote nützliche Kenntnisse, Recht und Wahrheit zu fördern strebt; daß er mit Fleiß seine Sprache für diejenigen bildet, die keine Romane, Musenalmanache, Journale und — wollte Gott — nicht einmal Zeitungen lesen, und daß ihm also auch nur mit solchen Beiträgen gedient seyn kann, die zu diesem Zwecke dienen. Und schönen Dank Allen und Jedem zu Stadt und Land, die auf diese Weise mich unterstützen. —